

Nr. 1.

25 Pfg.

Weber's Bibliothek  
vaterländischer, historischer Erzählungen.



## Der Namenlose.

Historische  
Erzählung für Jung und Alt

von

Dr. A. Rietke.



— Mit Bild. —



Leipzig,  
Theophil Weber.

D  
RIE

25  
at

# Der Namenlose

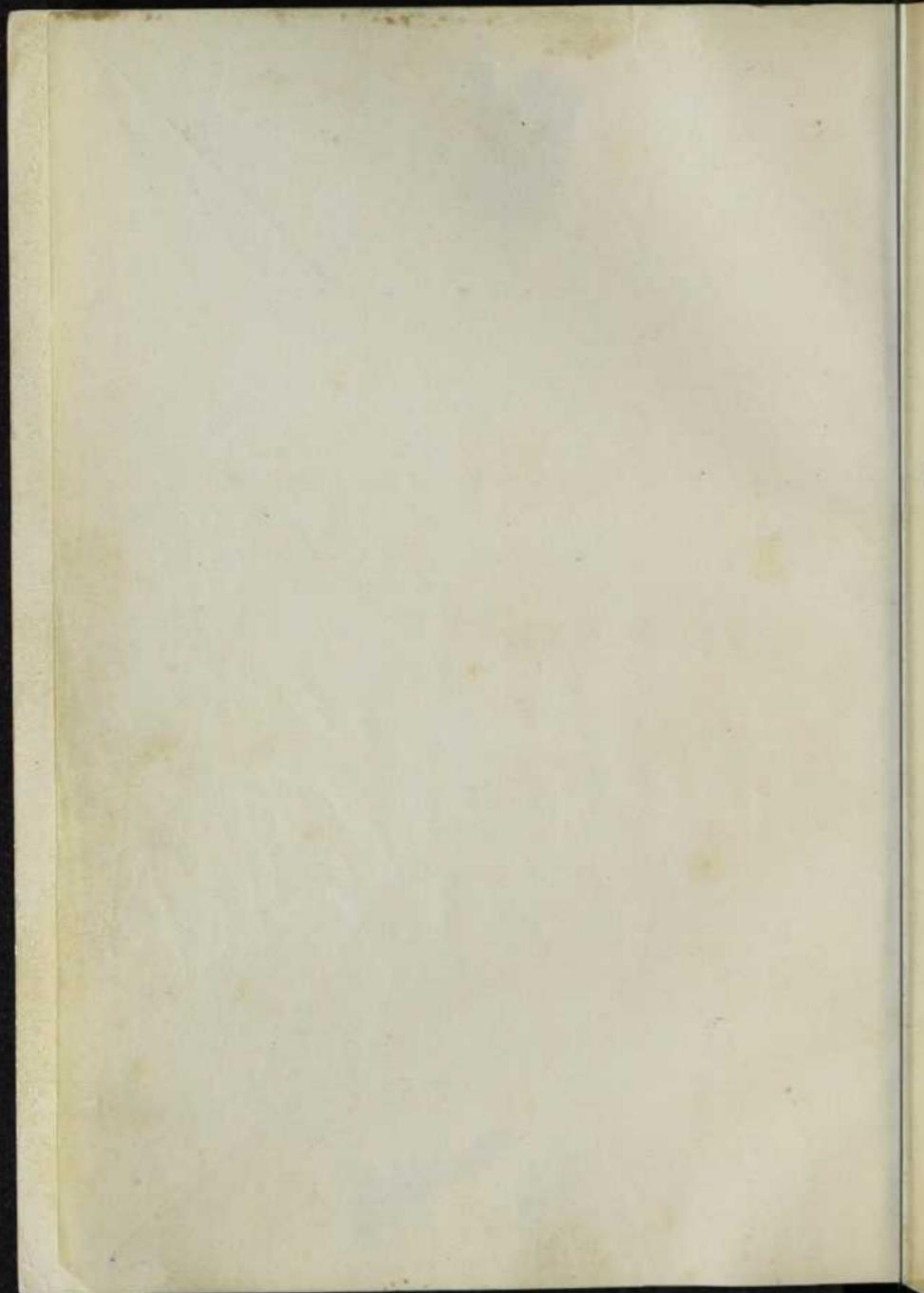
Operette in drei Akten

von  
F. Schiller

1802

Leipzig

Verlag von C. Neuberger



# Der Namenlose.

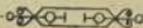


Historische Erzählung für Jung und Alt

von

Dr. A. Riecke.

Mit Bild.



Leipzig.

Verlag von Theophil Weber.

D  
R I E n



63/1507 D

Die Güter, welche uns ohne Mühe zuteil werden, würdigen wir selten in genügender Weise. Wie mancher, dem der Reichtum durch die Erbschaft oder durch einen Lotteriegewinn zufällt, verschwendet das so leicht Gewonnene, um hernach den Verlust schwer zu beklagen, und noch häufiger geschieht solches mit dem köstlichen Gut — der Gesundheit — deren Wert viele Menschen erst erkennen, nachdem sie diese zerstört haben. Andere Güter, welche wir Menschen besitzen, erscheinen als so selbstverständlich uns zukommend, daß wir sie gar nicht mehr als Wohlthaten achten, so Name und Heimat. Und doch gehört diese wie jener — natürlich ein guter ehrbarer Name und eine Heimat, welche uns Schirm und Schutz gewährt, vorausgesetzt — zu den höchsten Gütern. Das wird die folgende Erzählung zeigen, welche von einem Mann berichtet, der beides durch eigene Schuld verlor.

Man schrieb das Jahr 1359. In der freien

Reichsstadt Eßlingen rüsteten sich die Bürger, den Kaiser Karl IV. in ihren Mauern zu empfangen. Man versprach sich viel von diesem Kaiserbesuch, vor allem Bestätigung alter und Gewährung neuer Freiheiten und Privilegien. Ein kaiserlicher Herold war schon um die Zeit der Ernte von Prag gekommen und hatte dem Räte der Stadt das große Ereignis feierlich angekündigt und damit den Bürgern Zeit gegeben, sich auf den Einzug der Majestät und die Aufnahme so vieler anderer hoher Gäste würdig vorzubereiten.

Der verständigere Teil der Bürgerschaft von Eßlingen war dankerfüllt gegen den Kaiser, denn er hatte der Stadt erst kürzlich manche Freiheiten gewährt; er hatte sie mit milder Nachsicht behandelt, als sich der Pöbel von Eßlingen bei der grausamen Verfolgung der Juden wenige Jahre zuvor in schlimmster Weise hervorgethan hatte. Und daher wußten sie diesen abermaligen Beweis seines Vertrauens und seiner Gnade, in ihren Mauern einen Reichstag abzuhalten, doppelt zu schätzen.

Viel Anlaß war zum Ordnen und Schlichten der Reichsangelegenheiten. Über Deutschland waren in den letzten zehn Jahren entsetzliche Stürme gegangen. Alle Bande der Ordnung schienen gelöst, seit zwei Gegenkaiser sich mit Erbitterung bekämpften, und das Volk mit in ihren verderblichen Streit gezogen hatten. Die Fürsten ihrerseits suchten in unaufhörlichen Fehden wider den kleinen Adel ihre Lande zu vergrößern und diesen in Abhängigkeit zu bringen. Der niedere Adel dagegen suchte sich dafür am Volke schadlos zu halten

und zahlreiche Banden adeliger und nichtadeliger Räuber brandschatzten das Land. Hestig wütete der Kampf zwischen den Rittern und den Reichsstädten, deren wachsender Wohlstand den Neid der immer mehr und mehr verarmenden Ritter herausforderte.

Zu all diesen Übeln gesellte sich noch mehrjähriger Mißwachs und heftige zerstörende Erdbeben. Das schlimmste aller Übel aber war die Krankheit, der schwarze Tod genannt. Was Krieg und Hungersnot nicht zerstört hatten, das drohte die fürchterliche Seuche wegzuraffen. Und damals fanden auch jene schrecklichen Verfolgungen der Juden statt, die beschuldigt wurden, die Brunnen vergiftet und damit die Krankheit hervorgerufen zu haben.

Jetzt herrschte also wieder ein Kaiser im Reich; ganz Deutschland atmete erleichtert auf und große Hoffnungen knüpften sich allerwärts an den bevorstehenden Reichstag in Eßlingen.

Noch waren dort die Vorbereitungen kaum beendigt, als schon die fremden Gäste in großer Anzahl nahen. Die Stadträte und die Zünfte empfangen die vornehmsten derselben an den Thoren und reichten ihnen den Ehrenbecher, worauf sie von den Waibeln in ihre Herbergen geleitet wurden.

Nicht alle, die da herzuströmten, waren willkommene Gäste, es erschien unter ihnen auch mancher Feind der Stadt, so der bitterste Feind der Eßlinger: Graf Eberhard, der Greiner, von Württemberg. Der stolze Herr zog mit großem staatlichen Gefolge ein, und wenn auch die Mienen der Eßlinger Bürger keine Spur von Freude

über die Ankunft des unbetenen Gastes ausdrückten, so wurde er doch mit geziemender Höflichkeit und schuldiger Achtung empfangen.

Endlich erschien auch Kaiser Karl IV. und mit ihm eine große Zahl von Herzögen, Grafen und adeligen Dienstmännern. Aber trotz all' der Ehrerbietung, mit der er empfangen wurde, hatte doch seine Umgebung das Gefühl, als ob sein Erscheinen nicht in allen Kreisen dieselbe Begeisterung hervorrufe. Und wie richtig war dieses Gefühl! Manche aus dem Volke mißtrauten dem Kaiser, weil er nicht mit der von ihnen gewünschten Energie gegen die Übel der Zeit vorgegangen, andere großten ihm, weil Freunde oder Angehörige von ihm verurteilt worden, manch anderer aber konnte es nicht vergessen, daß seine Familie einst zu den Anhängern des Kaisers Ludwig oder des Gegenkaisers Günther von Schwarzburg gehört habe.

Zu den letzteren gehörte der Junker Runo von Monbach. Seine Familie hatte in den Kriegen unter Kaiser Ludwig und Günther von Schwarzburg gedient und dabei Hab und Gut verloren. Die Monbachs waren endlich so herabgekommen, daß ihnen von dem alten Familienbesitz nichts übrig blieb, als der Stolz auf den altadeligen Namen und die Scheu vor bürgerlicher Arbeit!

Der Vater des letzten Sprossen derer von Monbach war noch mit Ehren zu Grabe getragen worden, aber sein einziger Sohn Runo führte ein wüstes, wildes Leben mit einigen verkommenen Junkern, welche wie er, in dem Groll gegen Kaiser Karl und gegen alle be-

stehende Ordnung einen Beweis der Treue gegen die Familientradition sahen.

Kuno hatte eine Schwester Mechtild, welche dem Junker Ryburg noch vor dem Tode des Vaters vermählt worden. Da aber der Junker von Ryburg im Dienste der freien Reichsstadt Eßlingen stand und ein treuer Anhänger Kaiser Karls war, so hatte sich der wilde Kuno nie warm an den Schwager angeschlossen. Mechtild sah mit großem Schmerz den Bruder nach des Vaters Tode von Stufe zu Stufe sinken und versuchte es mit schwesterlicher Treue ihn mit ihrem Gatten zu versöhnen. Aber zwischen den Männern stand der alte Groll, der sich um so weniger überbrücken ließ, als der Junker von Ryburg, der in sehr geordneten Verhältnissen lebte, argen Anstoß an dem Treiben seines Schwagers nahm.

Stand auch der Junker Kuno beim niederen Volke in keinem hohen Ansehen, weil seine prahlerische Art allbekannt war, so hatte er dennoch einen gewissen Anhang gefunden, da er sich gerne als Volksfreund aufspielte und es geschickt verstand, den Geist der Unzufriedenheit zu nähren.

„Das ist nun eine Festzeit für die Geschlechter und die Zünfte,“ sprach er, als er zu einem Haufen Mißvergnügter, die zechend in der Trinkstube zur goldenen Rose saßen, trat. „Die Geschlechter dünken sich heute den adeligen Gästen verwandt und thun als ob sie deren Gastgeber wären, wenn auch alles aus dem Säckel der Stadt geht. Die Zünfte aber, die wollen jetzt reiche Goldernte halten. Traum, es fängt

schon jetzt darnach an! Die Krämer, Weber und Tuchmacher können nicht mehr genug Waaren liefern und die Gewandichneider sind nicht im Stande all' die bestellten Prunkgewänder zu fertigen. Und so ist es fast bei allen Zünften: Die Schwertfeger, die Waffenschmiede, die Panzermacher, die Gold- und Silberschmiede, alle sind mit Aufträgen überhäuft. Ich könnte ja auch Nutzen aus des Kaisers Gegenwart ziehen," fuhr er fort, nachdem er mit Wohlgefallen wahrgenommen, daß seine Rede nicht ohne Eindruck geblieben war; „wie leicht könnte ich mir bei den Turnieren, wo es hohe Preise zu gewinnen gibt, einen solchen erkämpfen, aber ich mag von Kaiser Karl keinerlei Gnadenbezeugung annehmen und eben so wenig will ich mit den hochmütigen Edelknechten zu schaffen haben. Keiner von ihnen ist mir ebenbürtig, keiner hat ein Wappen so alt als das meine!"

Da ihm nicht entging, daß mehrere der Anwesenden einander verständnisvolle Blicke zuwarfen und nur schwer ein spöttisches Lächeln unterdrückten, brach er sein Lieblingsthema ab, seinen alten Adel und die Verdienste seiner Vorfahren zu rühmen, und fuhr im Tone des Volksfreundes fort: „In der That, ihr allein dauert mich, für euch fällt ja nichts ab von den üppigen Festen, ihr tragt den Schaden. Geschlechter und Zunftmeister werden nur noch übermütiger gegen euch als bisher und die Preise aller Lebensmittel verteuern sich unmäßig. Wie ich heute hörte, können Metzger und Bäcker kaum erwarten, bis der Rat die Zustimmung

zum Aufschlag von Brot und Fleisch gibt. Und mit dem Wein wirds noch viel schlimmer werden.“

Während der Tage des Einzuges der hohen Gäste war Kuno stets mitten unter dem gaffenden Volke zu finden. „Unser Bürgermeister,“ höhnte er, „gebärdet sich wie ein Graf und bildet sich sicher ein, daß ihn die Fremden für einen solchen halten. Wir freilich wissen, woher er stammt — dem Ratsherrn Lennenberg, wenn man ihn heute betrachtet, würde niemand ansehen, daß er froh war seine Töchter an Zunftmeister anzubringen. Und wie treiben es die Zunftmeister? Sie thun, als ob sie nicht mit zum Volk gehörten.“ Dann beklagte er die rohe Art, mit der die Waibel und Stadtknechte das Volk zurückgedrängt hätten, um Raum für die Ratsherren zu schaffen, und so erging sich seine scharfe Zunge, die selbst der fremden Gäste nicht schonte, ohne alles Maß.

Beim feierlichen Einzuge des Kaisers hatte Kuno wieder an allem zu mäkeln. Der Kurfürst von Sachsen schien ihm zu prunklos, sein Gefolge fast ärmlich — eines Fürsten unwürdig, während er meinte, der Pfalzgraf bei Rhein trete so großartig auf, als ob er selbst noch Kaiser werden wolle. Die schärfste Lauge seines Spottes ergoß er über die geistlichen Fürsten, die sich „offenbar mehr den Herodes als den Heiland zum Muster genommen hätten.“ Am wenigsten Galle spie er gegen den Württemberger, den Grafen Eberhard; war ja doch dieser schon verhaßt genug in Eßlingen. Vielleicht ahnte auch Kuno, daß es dem Greiner be-

schieden sei, noch schweres Unheil über die Stadt zu bringen.

Weniger schnell gelang es Kuno, das Volk gegen den Kaiser aufzuwiegeln, als man nach dem bereits Erzählten glauben dürfte, denn täglich erhielt die Schaulust der Bürger neue Nahrung durch festliche Aufzüge und Turniere. Dazu verlohnte der leichte Verdienst, den jetzt jeder finden konnte, mit dem gemachten Aufwand.

Um nun die Meinung zu erwecken, als stehe er in sehr nahem Verkehr mit vielen der adeligen Gäste, tauschte er da und dort Reden mit solchen, was ihm ja sein adeliger Name leicht ermöglichte; sogar zu der Geschlechterstube konnte ihm der Zutritt nicht verweigert werden, wenn ihn auch dort seine Standesgenossen mieden.

„Gestern,“ erzählte er dann wohl der ihm begierig lauschenden Schaar in einer der niederen Schenken, „war wieder ein Bankett auf dem Rathaus. Da ging es hoch her. Geessen wurde und erst getrunken! — ich sage euch, fünf Stücksaß wurden geleert — fast die Hälfte des Weines, der im Ratskeller liegt. Aber fragt ihr, wer bezahlt das alles? Natürlich ihr, die Bürger, die ihr doch keinen Tropfen davon bekommt.“

War die erste Zeit der Anwesenheit des Kaisers beinahe ganz von Festen und Turnieren in Anspruch genommen, so sollte jetzt ernstlich zu den Beratungen der Reichsangelegenheiten geschritten werden. Kuno, der davon Kenntniß bekommen hatte, berichtete seinen gläubigen Zuhörern: „Morgen werden die Fürsten über

die Freiheiten und Rechte unserer Stadt beraten. Davon werden wir nichts Gutes zu gewärtigen haben, denn wie ich aus bester Quelle weiß, geht der Kaiser und die meisten Fürsten damit um, unsere Privilegien zu schmälern und womöglich ganz zu vernichten. Denn alle Fürsten sind geschworene Feinde der freien Städte."

Als unter den Zuhörern Zweifel über die Richtigkeit dieser Nachricht laut wurden, prahlte Kuno: „Kein Geringerer als der Kanzler des Württembergers selbst hat es mir anvertraut, daß sein Graf alle Künste der Überredung beim Kaiser anwendet, um die Stadt so viel als möglich zu drücken — und was hätte auch Eßlingen von Eberhard anderes zu erwarten."

Schon neigte der Aufenthalt des Kaisers dem Ende zu, als noch ein großes Turnier die Reihe der Festlichkeiten beschließen sollte. Große Vorbereitungen waren dazu getroffen. Die Turnierschranken wurden mit Waffen und kriegerischem Geräte geziert, an den vier Enden waren prächtige Zelte aufgeschlagen; das kostbarste derselben, mit einer Krone geschmückt, war für den Kaiser bestimmt. Die Tribünen für die Festgäste zeigten reichen Schmuck an Teppichen, Wappenschildern, Bannern und Laubgewinden.

In feierlichem, festgeordnetem Zuge ritten die Teilnehmer am Feste ein. Die Tribünen waren besetzt von einer glänzenden Reihe prächtig geschmückter Frauen, unter ihnen Mechtild von Kyburg, deren Auge ängstlich über den Festraum irrte, denn ihr Gatte hatte ihr voll Erbitterung mitgeteilt, daß sich Kuno sehr unliebsam bemerklich mache bei den Gästen des Kaisers. Beson-

ders gegen einen Edlen von Lisbus aus dem Gefolge des Kaisers, wende sich seine scharfe Zunge. Wenn nun dieser auch freilich durch seinen auffallenden Putz und fremdartigen Aufzug ein Lächeln hervorzurufen vermöge, so verbiete doch die Rücksicht auf den Gast der Stadt jede laute Äußerung. Nun habe sich der Herr von Lisbus bei dem Kaiser beklagt, weil er sich schon oft als Zielscheibe des Volkswizes gefühlt, wenn er auch als der deutschen Sprache unfundig, die Worte nicht verstanden habe. Die Nachforschungen nach dem Urheber jener Verfolgung aber hätten auf Kuno gewiesen.

Plötzlich erblaßte Mechtild. Dort beim Eingang in die Schranken erblickte sie Kuno, der mit spöttischer Miene auf einen eben eintretenden Herrn wies. Es war der Edle von Lisbus. Zu Ehren des Festes trug sich dieser heute noch auffallender als je, da er der Tochter der Patrizierfamilie, in welcher er gastliche Aufnahme gefunden, besondere Ehre erweisen und eine Lanze für sie brechen wollte.

Sein Anzug bestand aus einem Leibrock von roter Seide, vielfach geschlitz, so daß ein grünes Unterfutter sichtbar wurde, das zwischen den Schlitzern hervorgepufft war. Seine Füße stak in ungeheuren Schnabelschuhen, an deren Spitzen Hallschellen angebracht waren, die ein beständiges Klingeln ertönen ließen. Seine Knappen folgten ihm mit seiner Rüstung und dem Streitroß.

Als der Ritter so angethan, stolz in die Schranken trat und eben sich tief neigend seiner Dame einen höfischen Gruß hinauffandte, begegnete er den spöttischen

Blicken Kunos, der ziemlich laut eine kaum mißverständliche Bemerkung über ihn zu den Umstehenden machte, und von Wut darüber hingerissen, schlug der Edelmann mit der flachen Klinge nach dem Beleidiger.

Mechtild, die dem Vorgang mit Entsetzen zugehen, verhüllte, einen Schrei mühsam unterdrückend, das Gesicht. Als sie wieder aufzublicken wagte, war ihr Bruder verschwunden, der böhmische Ritter dagegen von einem wütenden Volkshaufen umringt, der die Schranken überspringend, die Unbill an seinem adligen Freunde rächen wollte.

Mit Mühe nur konnte ein heftiger Kampf vermieden werden und nur den flehentlichen Bitten der Rathsherrn, die dem wütenden Volk die schrecklichen Strafen, welche auf dem Bruch des Stadtfriedens standen, vorkhielten, gelang es den Streit gütlich beizulegen, — freilich nicht ohne daß einige der ungeberdigsten in den Schelzturm abgeführt wurden.

Mechtild bat den Gatten das Fest, das nun beginnen sollte, verlassen zu dürfen, aber zum erstenmal gebot er ihr in rauhem Tone zu bleiben; jedermann sollte es wissen, daß keinerlei Zusammenhang zwischen ihnen und Kuno bestünde. Bleich und thränenlos saß sie unter der den Zwischenfall im Festesjubel schnell vergessenden Menge und dachte in banger Sorge, wo sich nun der Bruder wohl bergen möge.

Endlich war das Turnier zu Ende. Wie im Traum hatte Frau Mechtild einen Turnierpreis gespendet, um den der Gast ihres Gatten gekämpft hatte, und nur dessen mahnende Blicke vermochten sie, ein

Wort der Anerkennung zu finden, als der Ritter sich tief vor ihr neigte, das Kleinod zu empfangen. Dann war der Ritter von Kyburg mit den Herren zum Bankett gegangen und endlich war sie nun allein.

Aus der besseren Zeit ihres Vaters stammte noch ein Knecht, der in ihren Diensten geblieben und der ihr und dem Bruder in treuer Anhänglichkeit ergeben war. Mechtild ließ diesen, gleich nach ihrer Ankunft zu Hause rufen, teilte ihm die Vorgänge auf dem Turnierplatz mit und bat ihn angstvoll nach dem Bruder zu forschen, und ihn in ihrem Namen zu warnen.

„Mein Herr hat sich von ihm abgewendet, schloß sie, ich darf als sein treues Ehgemahl nichts gegen seinen Willen unternehmen, aber du, Jörg, der du ihn schon als Kind auf den Armen getragen, du kannst ihn vielleicht noch von seinen verderblichen Wegen abbringen.“

Jörg versprach willig zu thun, was seine Herrin begehrte, aber er schüttelte dabei kummervoll das Haupt: „Der Junker hat meinen Rat oft genug mit Hohn von sich gewiesen,“ sagte er; „ich fürchte, er wird ihm auch heute nicht zugänglicher sein, denn er ist umgeben von leichtfertigen Junkern und dem verlottertesten Volk, dessen Führer er geworden ist. Es wäre besser, der Junker nähme wieder Kriegsdienste, aber er will sich niemand unterwerfen und ahnt gar nicht, wie er von seinen falschen Freunden mißbraucht wird. Ich fürchte er wird die Suppe allein auszueffen haben, die ihm die mißvergnügten Junker einbrocken.“

Frau Mechtild mahnte angstvoll zur Eile und der Alte ging.

Der treue Jörg eilte von Schenke zu Schenke, denn an einem andern Ort konnte er den Junker nicht zu finden hoffen. Überall hörte er die Leute von dem heutigen Turnier und dem Austritt zwischen dem Junker von Monbach und dem Edlen von Lisbus sprechen. Man nahm Partei für und wider Kuno, den Jörg erst nach langem Suchen in einer abgelegenen, verrufenen Schenke fand, wo er im Kreise eines lärmenden Volkshaufens seine aufreizendsten Reden hielt.

Jörg suchte sich ihm unauffällig zu nähern, aber kaum hatte ihn Kuno erblickt, so überschüttete er ihn mit einer Flut von Schmähreden; nannte ihn einen Heuchler, der seinem Schwager Kyburg augendienerisch nach dem Munde rede und jetzt ihm nachschleiche, um ihn auszuspionieren.

Vergeblich suchte ihn der alte Jörg zu beschwichtigen — der Junker redete sich in eine immer heftigere Wut hinein und endlich blieb dem treuen Diener, gegen welchen zuletzt auch das aufgeregte Volk Partei nahm, nichts übrig als schleunigst das Weite zu suchen, wollte er den Junker nicht auch noch zum Verbrecher machen.

„Gut, daß er ging der Schleicher,“ rief ihm der Junker zornig nach; „ich lasse mich von meiner adligen Sippe nicht abhalten zu sagen, was ich für recht und wahr halte. Was hat denn Kaiser Karl, der Böhmenkönig, je Gutes für uns gethan? Unsere Stadt hat er zum Reichstag ausersehen, nicht wie man uns glauben machen wollte, um uns zu ehren, nein, um uns zu schwächen, um uns um unsere Rechte und Freiheiten zu bringen, denn ihr wißt es wohl noch gar nicht —

er hat uns den Württemberger zum Obervogt gesetzt und was das zu bedeuten hat, das weiß jeder von uns.

Diese letztere Anschuldigung zündete auch in den besseren Bürgerkreisen und brachte auch solche zur Auflehnung, die früher allem Unbotmäßigen abhold gewesen und den Einzug des Kaisers mit Freuden begrüßt hatten.

So drängten Umstände und Leidenschaften zu einer ungeahnten Katastrophe.

Zwei Tage nach jenem Turnier trat Kuno zu einer Gruppe müßiger gaffender Leute aus den niederen Ständen. Seine Gesichtszüge waren verzerrt, Schmerz und Zorn malte sich darin — er wollte sprechen, aber es war, als ob die Erregung ihn der Sprache beraube. Vergeblich bestürmten ihn die Bürger, die ahnten, daß er ihnen eine grauenvolle Nachricht verkündigen wolle, zu reden. Erst nach langer Zeit, in welcher sich ein dichter Haufe Neugieriger um ihn gesammelt hatte, stieß er in abgerissenen Worten heraus: „Möchte lieber meine Zunge verdorren, als daß ich solches euch künden muß! — Die Gefangenen werden morgen gehenkt, schon ist das Urtheil über sie gesprochen!“

„Auf, befreit die Gefangenen!“ — „Vertreibt die ungebetenen Gäste!“ — so rief es wild durcheinander.

„Gerade jetzt, fuhr Kuno fort, findet ihr den Kaiser mit allen Fürsten und Herren im Refektorium des Franziskanerklosters, wo sie mit Schlemmen und Zechen die Zeit verbringen!“

Kunos Worte wirkten auf das Volk wie ein Funke

im Pulverfaß. „Im Schelzturm,“ rief er, „harren die Gefangenen ihrer befreienden Brüder!“

„Zum Schelzturm!“ rief es ihm hundertstimmig nach und ein großer Teil des Volkes eilte nach Hause, sich mit Waffen zu versehen und in unglaublich kurzer Zeit waren die Stadtrabanten, welche dort die Wache hielten, überwältigt, dem Thorwart die Schlüssel abgenommen und die Gefangenen befreit.

Jetzt wälzte sich der Strom dem Franziskanerkloster zu. Dieses lag am Steckenberg unmittelbar an der Stadtmauer, doch noch außerhalb der Stadt.

Runo sah sich plötzlich an die Spitze des Haufens gedrängt und wurde bei der Befreiung der Gefangenen beinahe selbstverständlich als Anführer angesehen. Jetzt da die Volksmassen immer mehr anschwellen, als er gewahrte, daß sich eine sinnlose Wut der Gemüter bemächtigte, jetzt überkam ihn mit einem Male ein Grauen vor dem, was er entfesselt. Betäubt stand er einen Augenblick stille und fragte sich, ob er recht daran gethan, das Wort eines württembergischen Reifigen, das ihm dieser vielleicht nur im Übermut zugerufen, daß die Gefangenen gehenkt würden, dem Volke als Thatsache verkündigt zu haben. Doch schon im folgenden Augenblick fühlte er sich fortgeschoben: „Junfer Monbach, ihr müßt unser Führer sein, erscholl es von allen Seiten. Ihr sollt für uns sprechen, denn ihr wißt, wer das ganze Jahr den Hammer führt, dem wird die Zunge zum Reden zu schwer“ und wiederum: „Ihr seid im Waffenwerk geübt, Junter, führt uns an, daß wir der Fremden Herr werden!“

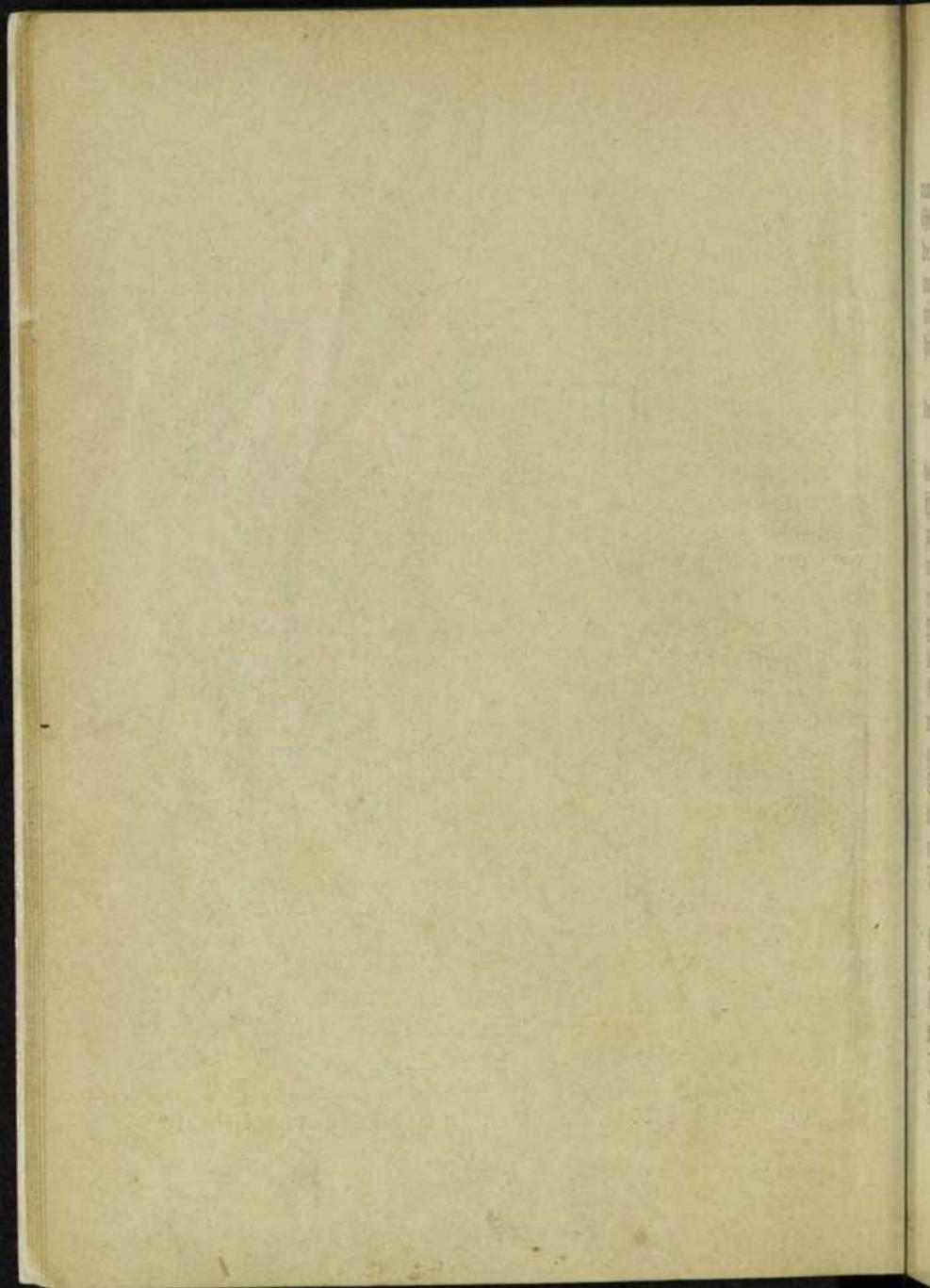
In diesem Augenblick wurde ihm, was er längst so heiß ersehnt hatte, an der Spitze des Volkes zu stehen, zur größten Qual. Doch ein Zurück gab es nicht mehr; die ungeduldige Menge drängte vorwärts, lärmend und tobend zum Kloster und bald stand Kuno im Refektorium, wo der Kaiser nicht beim üppigen Mahle, sondern in ernster Arbeit, umgeben von den Fürsten und Herren, saß und eben der Stadt Eßlingen neue Rechte verbriefte.

Zu einer Anrede an den Kaiser konnte es in dem Tumult nicht kommen. Graf Eberhard herrschte die Eindringenden mit Worten an, welche die Gemüther noch mehr erhitzen; die schimpflichsten Schmähreden auf ihn und den Kaiser waren die Antwort der Eßlinger und schon drangen diese vor, Hand zu legen an die geheiligte Person des Kaisers, als die adeligen Dienstmänner und Trabanten sich mit blanker Waffe auf die Eindringlinge warfen. Es erfolgte ein heftiger Kampf, in welchem die Bürger unterlagen und nachdem einige der vordersten zu Gefangenen gemacht, in wilder Flucht davonestoben. Kuno hatte sich wie ein Verzweifelter gewehrt, war aber, von dem Edlen von Lisbus überwältigt und verwundet, mit den andern Gefangenen der Wache übergeben worden.

Der Kaiser war gleich beim Beginn des Kampfes verschwunden, — ihn hatte ein Franziskanermönch durch eine Seitenpforte in den Garten geleitet und ihm dort ein Pförtchen geöffnet, welches durch die Stadtmauer führte. So floh er zu Fuß, nur von jenem Mönch begleitet, in das nahe württembergische Gebiet, wo schon



„Glück auf den Weg, du Mann ohne Namen und Heimat.“



nach einigen Stunden seine Dienstmänner und der Greiner mit ihm zusammentrafen. Bei diesem fand nun der Kaiser in seiner Residenz Stuttgart gastliche Aufnahme. Das Weichbild von Eßlingen gelobte er sich nie wieder zu betreten, es sei denn als Rächer, und er hielt sein Wort.

Die Gefangenen aber wurden unter starker Bedeckung in die Kerker von Hohenneuffen gebracht.

Als Jörg nach jenem verunglückten Veruche, sich dem Junker Kuno zu nähern, zu der ängstlich harrenden Herrin zurückkehrte, vermochte er freilich nichts Gutes zu berichten. Doch tröstete er sie damit, daß die Abreise des Kaisers nahe bevorstehe, und daß, wenn dieser einmal Eßlingen verlassen habe, dem leichtsinnigen Junker leichter beizukommen sein werde. Der Zuspruch des besonnenen Mannes und eine Aeußerung ihres Gatten, die er wie beiläufig hinwarf, Kuno habe sich wohl die Lehre gemerkt, die ihm der Edle von Lisbus gegeben, denn man habe ihn seitdem weder auf den Straßen, noch in öffentlichen Lokalen gesehen, bewirkten, daß Mechtild sich selbst Mut zusprach und sich endlich einredete, daß der Bruder von seinem unheilvollen Treiben doch vielleicht abgekommen sei.

Wie groß war aber ihr Entsetzen, als sie die Schreckenskunde von dem Aufstand und der Gefangennahme ihres Bruders vernahm! Sie beschwor den Gatten, Schritte zu seiner Rettung zu thun, was aber dieser zornig von sich wies, um nicht den Verdacht der Theilhaberschaft auf sich zu laden. So entschloß sich endlich die geängstigte Frau in ihrer Not, zu einem

letzten Schritt. Als ihr Gatte mehrere Tage im Dienste der Stadt abwesend war, ritt sie mit Jörg nach Stuttgart, um sich dort dem Kaiser, der noch bei dem Greiner weilte, zu Füßen zu werfen.

In Trauergewänder gehüllt, nahte sie sich dem hohen Herrn, der ihr in Eßlingen so huldvoll begegnet war und flehte um das Leben des Bruders. Der Kaiser hob die Knieende gnädig auf, ihn jammerte der tiefe Schmerz, den sie über Kunos Unthat empfand und er sprach mild: „Zwar hat Euer Bruder nach Recht und Gesetz das Leben verwirkt und einen schimpflichen Tod durch Henkershand verdient. Eurer Bitte verdanke er das Leben, aber verlangt nicht mehr.“

Damit winkte er und Mechtild wankte hinaus. Es war ein Etwas in Karls Rede, was sich trotz der kaiserlichen Gnade bleischwer auf ihre Seele legte. Doch bald gewann die Gewißheit, Kunos Leben gerettet zu haben, die Oberhand und selbst der Junker von Kyburg, dem sie zitternd die That gestand, vergab ihr diesen gewagten Schritt, da dadurch sein Haus vor schwerer Entehrung gewahrt blieb.

Doch es verflossen Wochen, ja Monate und keine Kunde von dem Bruder drang zu der ängstlich Harrenden.

Der Überfall im Franziskanerkloster wurde von der Umgebung des Kaisers, insbesondere von seinem Gastgeber, dem Greiner, sehr dazu benützt, ihn gegen die Stadt einzunehmen. Aber in wahrhaft fürstlicher Großmut verlangte er zuerst nur eine Abbitte von der Bürgerschaft unter dem Vorbehalt, die Strafe derjenigen,

welche für die Anstifter des Aufruhrs galten, zu bestimmen. Mehrere Wochen ließ die kaiserliche Langmut den Eßlingern Zeit zur Reue, aber die Bürger beharrten in ihrem unbegreiflichen Übermut und schlugen alle Befehle und Drohungen trotzig in den Wind. Da endlich übergab Kaiser Karl die Ausführung des Strafzuges gegen die rebellische Stadt dem richtigen Mann — dem gefürchteten und gehaßten Eberhard, dem Greiner.

Eine mehrmonatliche harte Belagerung, während welcher die Gefangenen noch immer ihres Urtheils harrend, in den Kerker von Hohenneuffen schmachteten, brachte die Stadt in die äußerste Not. Sie mußte sich endlich auf Gnade und Ungnade ergeben, doch zeigte sich auch jetzt der Kaiser ihr noch gnädig, er nahm ihr nur wenige der auf dem Reichstag gewährten Rechte und büßte sie um 100 000 Gulden, wovon sie 60 000 an ihn selbst und 40 000 an den Greiner zu zahlen hatte. Schließlich mußte sie noch aufs Demütigste ihre Reue über den begangenen Frevel und ihre Bitte um Gnade ausdrücken.

Mechtild litt doppelt schwer unter der Belagerung der Stadt, denn ihr Gatte und dessen Sippe verhehlten es ihr keineswegs, daß sie Kuno als den Urheber all des Leides ansahen, das über Eßlingen hereingebrochen, und sie, die sich zuvor so glücklich gefühlt, empfiand hart den Mangel an Liebe, der sich im Gebahren ihres Gatten aussprach. Dazu verfolgte sie die Sorge um den Eingekerkerten, aus dessen Zelle kein Wort zu ihr drang. Nur durch Jörgs Treue, der sich einmal auf Hohenneuffen wagte, wußte sie, daß der Bruder noch lebe.

Nun da der Kaiser Frieden mit Eßlingen gemacht, nun mußte sich entscheiden, was mit Kuno geschehe. Eine neue Fürbitte bei dem Kaiser war ausgeschlossen, weil dieser wieder in dem fernen Prag weilte und weil Mechtild fühlte, daß sie besser auf des abwesenden Kaisers Wort baue, als auf die Fürsprache des verbitterten Greiner.

Ohne förmliche Untersuchung hatten sich der Burgvogt auf Hohenneuffen und der Kaplan, welche die Gefangenen zuweilen besucht hatten, überzeugt, daß die eingekerkerten Bürger nicht mehr verbrochen hatten, als jener aufrührerische Bürgerhaufe in Eßlingen und daß nur Kuno von Monbach der eigentliche Urheber der Empörung gewesen sei. So wurden denn, nach dem Friedensschluß mit der Stadt, die gefangenen Bürger, nachdem sie um die Gnade des Kaisers gebeten und ihre Schuld demüthigt bereut, in Freiheit gesetzt. Nur Junker Kuno, trotzig und ungebeugt, blieb in dem Kerker.

Wenige Tage später erschien auf Hohenneuffen ein kaiserlicher Kanzler mit ansehnlichem Gefolge. Der Gefangene wurde in den Rittersaal geführt, dort das Urtheil zu empfangen. Umgeben von den adeligen Dienstmannen seines Gefolges, dem Burgvogt und den Herren des Greiners stand der Kanzler, einen weißen Stab in der Hand haltend und begann also: „Junker Kuno von Monbach, Ihr habt die Bürger von Eßlingen zum Aufruhr gereizt, Ihr habt den Frieden der Stadt gebrochen, sowie den des Klosters, und gedachtet an der Spitze der meuterischen Rotte Hand zu legen an unseres

gnädigsten Kaisers Karl geheiligte Person. Das Recht gebietet, daß Euer Leib gebrochen werde durch den Henker, wie ich diesen Stab zerbreche."

Und damit zerbrach er den Stab und warf ihn vor des Unglücklichen Füße.

Runo wollte reden, aber das Wort versagte ihm, da fühlte er, daß sich eine schwere Hand auf seine Schulter lege. Hastig wandte er sich um und starrte schreckensbleich in das Gesicht des Freimanns.

Der Kanzler winkte diesem zurück und fuhr fort: „Doch unermesslich wie die Güte Gottes ist die Gnade Kaiser Karls. Nimm dein Leben als ein Geschenk von ihm, doch gleichwie die Hand des Henkers dich berührte, so bist du und dein Name gestrichen aus der Reihe der Lebenden. Du bist geächtet und verfehmt, hast nicht mehr Heimat noch Namen; jeder im heiligen römischen Reiche kann dich töten. Du bist frei wie der Vogel in der Luft; wer dich kennt, sei dein Feind; wer des Kaisers Freund ist, sei dein Widersacher. So ziehe hinaus und lebe vergessen und verborgen, und wenn dir der Tod naht, so stirb am Wege und kein christlich Grab soll dir werden!“

Auf ein Zeichen des Kanzlers legte der Freimann Hand an den Unglückseligen und führte ihn vor sich her bis zum äußeren Burgthor, dort stieß er ihn hinaus und rief dem Wankenden nach: „Glück auf den Weg, du Mann ohne Namen und Heimat.“

So stand nun Kuno am Burgthor von Hohenneuffen, arm, verlassen, von der langen Haft geschwächt an Körper und Geist. Noch lasteten auf ihm die schrecklichen Worte des Kanzlers und die Berührung des unehrlichen Henkers. In diesem Augenblick wäre ihm der Tod als willkommener Erlöser erschienen. Dunkle Gedanken durchfluteten seine Seele. Einen Moment überwältigte ihn das Gefühl seines Elends dermaßen, daß er trotz der Nähe der Burg zu Boden sank, sich der Verzweiflung überlassend. Doch ein rohes Gelächter der Knechte scheuchte ihn wieder auf und wie ein gehektes Wild — alle Kräfte zusammenraffend — stürzte er eiligen Laufes dahin, nicht rastend, bis dichter Wald ihn aufnahm.

Aber mit diesem Lauf war eine gewisse Lebenslust in ihm erwacht und er fragte sich, wohin nun die Schritte wenden. „Nur fort, weit fort aus dem Bereiche der Burg, weit fort von der alten Heimat,“ das war die Antwort, die er sich selbst gab.

Er vermied es, den Schloßberg hinabzuschreiten, der in das treundliche Städtchen Neuffen führt, sondern schlug den Weg ein, welcher den Burgberg mit der Hochebene der Alb verbindet — dort waren ja dichte Wälder und öde Weideflächen, dazwischen nur selten ein Hof oder ein Dörfchen.

Des Weges war er wohl kundig, denn er hatte auf den Burgen, welche sich in dieser Gegend nur allzu zahlreich fanden, manche Zech- und Jagdgenossen, mit denen er oft genug derbe Ritterstüchchen ausgeführt hatte. Wußte er auch, daß seine Achtung noch nicht

bekannt sein konnte, so hielt ihn doch ein Gefühl von Scham ab, selbst diesen Kumpanen zu begegnen. So auf der Hochebene hinwandelnd, ohne Zweck, wie ohne Plan, näherte er sich einem ansehnlichen Dorfe — Grabenstetten. Scheu schlich er vorbei, fürchtend, von den Bauern erkannt zu werden, die ihn hier öfters in der Gesellschaft der berüchtigten Junker von Stahleck, Falkenstein und Sperberseck gesehen hatten.

Der Abend brach herein, als er einen einsamen Hof erreichte. Hunger und Mattigkeit zwangen ihn, dort vorzusprechen. Die Bäuerin, welche er in dem sonst ganz verlassenen Hofe fand, nahm sein Gesuch um eine Erquickung mit mehr Angst als Mitleid auf. Ihre mißtrauischen Blicke entgingen Runo nicht; doch hieß sie ihn in die Stube treten, in welcher er sich auf der Bank hinter dem Tische niedersetzte. Schweigend stellte die Bäuerin eine Schüssel Milch und hartes Brot vor ihn. Nach dem langen Weg und der schrecklichen Aufregung des Tages hätte ihn ein Gefühl des Behagens überkommen können, wenn nicht jeder Gedanke an seine Lage ihn mit Verzweiflung erfüllt hätte.

Jetzt wurde es auf dem Hofe lebendig. Der heimgekehrte Bauer trat in die Stube und warf dem Gast Blicke voll Mißtrauen und Zorn zu, doch schwieg er und verließ das Gemach.

Runo wandte sich nun an das Weib mit der Bitte um ein Nachtlager. „Ich hoffte Münsingen heute noch zu erreichen,“ suchte er möglichst unbefangenen hinzuworfen, „doch Ermüdung zwang mich hier zu rasten“; worauf das Weib ihn in einen, zwischen der Stube

und dem Stall befindlichen Raum wies, in dem Stroh und Laub aufgehäuft war.

Runo hatte schon oft schlechtere Nachtquartiere gehabt, früher in den Feldzügen und zuletzt im Burgverließ in Neuffen, doch hatte er sich nie so entwürdigt gefühlt als heute, wo ihm niemand ein Wort gegönnt. Oft schon hatte er in Gesellschaft anderer Junker erpreßt oder geraubt, was er bedurfte — das war nach den Anschauungen jener Zeit eines Ritters nicht unwürdig — heute zum erstenmal aber hatte er Bettelbrod gegessen.

Nun hörte er wie sich in der Stube die Familie nebst dem Gesinde zum Abendbrod versammelte; er vernahm heitere Reden der Burschen, das lustige Richern der Mägde. Schon seit mehreren Monaten hatte er nicht mehr an einem Mahle im Kreise fröhlicher Menschen teilgenommen, und er, der bisher den Bauer so schnöde verachtet, er beneidete nun den geringsten Knecht.

Als nach dem Abendgebet das Ehepaar allein in der Stube zurückgeblieben war, hörte er den Hauswirt fragen: „Welch' unheimlichen Gesellen hast du denn da aufgenommen, Weib.“

„Ich fragte ihn nicht nach Herkunft und Namen,“ antwortete das Weib. „Wozu sollte ich mir auch Lügen aufstischen lassen? Doch ich war allein auf dem Hof und ich gab ihm . . .“

„Morgen früh,“ fiel ihr der Mann in die Rede, „will ich mir den Vogel näher ansehen. Unser Kaiser hat manches Raubnest ausgenommen, dessen Insassen

jetzt heimatlos umherirren; ein solcher mag unser Gast auch sein; denn ein Knecht ist er sicherlich nicht."

Weiter hörte Runo nichts. Die gütige Mutter Natur befreite seinen Geist von dem Gewicht, das auf ihm lastete, durch einen erquickenden Schlaf und ein Traum führte ihn zurück in den lachenden Blumen-garten seiner Kindheit und in die glücklichen Zeiten, als er noch mit freudiger Zuversicht in eine hoffnungs-reiche Zukunft schaute.

Aber wie flüchtig waren die herrlichen Bilder, die ein guter Engel wie ein Schattenspiel an ihm vorüber-gaukeln ließ, die aufgehende Sonne rüttelte unbarm-herzig den Schläfer auf und führte ihn zurück zu Not und Sorge.

Runo brauchte einige Zeit, bis ihm das Bewußt-sein seiner Lage wieder kam, jetzt erinnerte er sich plöz-lich des Gespräches des Bauern mit seiner Frau und dessen Worte: „Morgen wollen wir uns den Vogel näher ansehen“ scheuchte ihn vom Lager auf und er schlich unbemerkt vom Hofe weg.

Im nächsten Walde hielt er ein kärgliches Früh-mahl. Bucheln und Eicheln des vorigen Jahres, dazu manche trockene Frucht und Wurzel, die unser verfeinerter Geschmack nicht mehr unter die menschlichen Nahrungs-mittel zählt, waren dem Hungernden heute ein will-kommener Imbiß.

Während er wieder auf der Landstraße dahin schritt ohne Zweck, ohne Ziel und die quälende Frage: Wohin? was beginnen? unablässig mit ihm ging, sah er von einem Seitenweg her einen Mann in bunter, doch ge-

ringer Kleidung sich nähern. Runo beschleunigte seine Schritte etwas, denn jedes Menschen Anblick war ihm ein Gräuel, dennoch holte ihn der andere in schnellem Laufe ein und er hörte dicht hinter sich rufen: „Ei, habt Ihr's eilig, wartet doch auf Reisegesellschaft, kennt Ihr denn das Lied nicht:

Zu wandern allein ist traurig Ding,  
Schöner wenn zwei zusammen sin.“

Damit hatte der Fremde Runo erreicht und begrüßte ihn mit fröhlichem Lachen und vertraulichem Kopfnicken. Daß der Gruß nicht erwidert wurde, schien den lustigen Gesellen weiter nicht zu kümmern. Er schritt an Runos Seite weiter, als ob er in ihm einen alten Bekannten gefunden hätte.

„Hast wohl schon eine weite Wanderung hinter dir“, sagte er, indem er einen musternden Blick über seinen Genossen hingehen ließ. „Man sieht es deinen Kleidern wohl an, aber vielleicht kommst du aus Ländern, wo es weder Gewandschneider noch Barbieri giebt. Ja, wenn man auszieht, weiß man nie, wohin man kommt, — daher habe ich immer Nadel und Faden bei mir und stopfe damit die Löcher — freilich an deinem Gewand möchte kaum mehr ein Stich halten.“

So ging die Rede fort, wobei jeder Satz von derbem Lachen begleitet wurde, bis ihn endlich das fortgesetzte Schweigen seines Gefährten verdroß. „Du bist ein angenehmer Wandergeselle,“ fuhr er fort, „hast mir noch nicht ein einzigesmal widersprochen; nicht ein einziges grobes Wort habe ich aus deinem Munde ge-

hört, freilich auch noch kein feines. Aber die Unterhaltung geht auch, wenn nur einer spricht. Das war heute Nacht anders. Ich kam gestern zufällig auf die Sperbersecke und weil eben Gäste da waren, so mußte ich die Nacht dort bleiben und beim Tanz und Bankett aufspielen. Den Herren und Frauen ging die Unterhaltung nicht aus, die sprachen lustig durcheinander, daß man sein eigenes Wort nicht hören konnte. Viel war die Rede von den Eßlingern, die haben sich im Spätjahr eine schöne Suppe eingebracht, erst jetzt ist die Sache ganz fertig geworden; nachdem sie der Württemberger tüchtig geklopft hat, müssen sie auch noch ganz abscheulich dafür zahlen. Ein Häuflein hat man irgendwo in einem Burgverließ zur Vernunft gebracht und einem — ich habe den Namen nicht verstanden — soll es gar an den Hals gehen. Doch solls kein großer Schaden um ihn sein, meinten die Zunker. Aus Freude darüber, daß es den Eßlingern so schlecht gegangen ist, haben sie manchen Becher geleert und mich freuts auch; habe die Speißbürger nie leiden mögen — unsereiner ist von ihnen selten gut empfangen.“

Runo war, wie betäubt von dem Gehörten, keines Wortes fähig und der andere begann aus Langeweile lustige Tanzweisen auf seiner Flöte zu spielen, wobei er stets tänzelnd mit seinem Begleiter Schritt hielt, mochte dieser, sich des Lästigen zu entledigen, seinen Gang beschleunigen oder verlangsamten. Endlich begann der Flötierier zum erstenmal ohne seine Rede mit Gelächter zu begleiten: „In dem Dorfe, welches da vor uns liegt — ich glaube es ist Feldstetten —

hätte ich große Lust einen kräftigen Imbiß einzunehmen, nun aber heißt es bei mir wie im Liede:

Hab' auch kein' Heller im Beutel ich drinn,  
Fahr' durch die Welt doch mit fröhlichem Sinn!

Aber für bloßes Floitieren geben die Bauern nicht viel; doch denke ich, wir beide zusammen werden uns schon etwas verschaffen, ich mit meiner Zunge und du mit Stillschweigen. Ist dir's um Herz und Magen wie mir und hast du so wenig im Beutel wie ich, so wirst du wohl gerne mitthun."

Runo, der vor Hunger am Umsinken war, nickte nur schweigend, was der andere für Bereitwilligkeit nahm. Der Floitier er stellte sich mit ihm am Dorfbrunnen auf und begann nun mit näselnder Stimme und ernster demüthiger Miene in einer ganz unverständlichen Sprache zu singen. Es war jenes Idiom, welches damals das fahrende Volk zu benützen pflegte. Bald öffneten sich die Hausthüren und alt und jung strömte herbei und gaffte neugierig das seltsame Paar an. Nun begann der Floitier, als ob er des Deutschen nicht ganz mächtig wäre, in marktschreierischem Tone den Umstehenden zu verkündigen, daß der Mann an seiner Seite ein tapferer Ritter sei, der das Unglück gehabt habe, ohne es zu wissen, seinen eigenen Vater im Turnier zu töten. Darauf habe der Prior des Klosters, in welches er sich geflüchtet, den Ausspruch gethan, er müsse zum fernen Kloster Melk am Donaustrom wallfahren, daselbst hundert Messen lesen lassen, dürfe auf der Wallfahrt kein Wort reden, in keinem Hause nächtigen und nichts genießen, als was ihm die Barmherzig-

feit reiche. Wir kommen weit her," schloß er, „von weit hinter dem Rheinstrom; schon seit einem halben Jahre sind wir auf der Fahrt und der edle Herr erliegt fast seinem Jammer. Ich war in den Tagen des Glückes sein Knappe und will ihn nicht verlassen in seinem Unglück. Daher seid barmherzig und gebet uns, was des Leibes Notdurft verlangt — auch etwas Geld zu den Messen, ihr thut ein gutes Werk.“

Und nun begann er mit geheuchelter Demut Gaben einzusammeln und manches spendeten ihm die warmherzigen Bäuerinnen; bald ein Stück Brot, einen Topf Milch, oder eine Schüssel Suppe.

„Darf der arme Ritter auch Fleisch essen?“ fragte eine Bauersfrau, welche eben einen Hasen briet, worauf der schlaue Fahrende antwortete: „Ach, nur einmal in der Woche, gerade heute.“

So hatten die beiden eine reichliche Mahlzeit, welcher ein reicher Bauer auf die Fürbitten seiner Frau einen Krug Obstwein beifügte. Der Fahrende verhieß mit heißen Dankesworten den Gebern himmlischen Lohn, bat nun aber auch um etwas Geld, um die Messen zu bezahlen; eine Spende, die jedoch sehr kärglich floß.

Als sie nun gesättigt und erquickt das Dorf im Rücken hatten, konnte der Fahrende seine Heiterkeit nicht mehr zurückhalten: „Wenn du sprechen dürftest,“ sagte er lachend, „würde ich dich fragen, wie dir dieser Spaß gefallen hat.“

Hierauf zog er die erbettelten Kupfermünzen heraus und zählte sie. „Wenig genug,“ brummte er, „mit dem Geld ist das Bauernvolk weniger mittheilsam als mit

jeinen ungeschmälzten Suppen und dem harten Schwarzbrot. Doch halt, hier biegt ein Weg nach links ab, die Hauptstraße führt nach Ulm, aber dort würden wir mit unserem Wallfahrtsmärlein kein Glück machen; nicht einmal mein Floitieren würde mir viel nützen; da heißt es gleich: Die Stadtpeifer werden geschädigt, diese berechtigten Oberpfuscher. Doch dieser Weg führt durch gute Gegenden über die Alb hin, da wohnen noch Menschen von arglosem Sinn und bei solchen ist es mir am wohlsten.“

So wanderten sie zwei Tage auf der Hochebene der rauhen Alb durch mäßig bevölkerte Gegenden, dem Fahrenden wohl bekannt. Aber sorgfältig vermied er da und dort eine Ortschaft, wo er fürchten mußte, erkannt zu werden, dagegen führte er drei- bis viermal täglich seinen stets schweigenden Genossen in ein Dorf, in welchem die bereits beschriebene Szene meist mit gutem Erfolg aufgeführt wurde. Dabei konnte es sich der lustige Floitierer nicht versagen, die Erzählung von dem Mißgeschick des unglücklichen Genossen mit jedem Male wunderlicher auszuschnücken und allmählig schlug er auch bei dem Junker einen stets überlegeneren Ton an und was anfänglich gute Laune schien, nahm im Verkehr mit dem Genossen einen Anstrich von unerträglichem Zudringlichkeit an.

Es war am dritten Tage ihrer gemeinsamen Wanderung. Wiederum hatten sie in dem ansehnlichen Dorfe Steinheim mit dem leichtgläubigen und gutmütigen Volke ihr Spiel getrieben und der Fahrende hatte sich in seiner Erzählung bereits zum Neffen des Ritters und

dessen Erretter aufgeschwungen — auch dessen Mißgeschick in einer denselben wenig ehrenden Weise dargestellt — so daß er selbst schließlich das Hauptinteresse beanspruchte, als plötzlich der Schmied des Dorfes aus der Menge hervortrat und zornig rief: „Halt! ihr Landstreicher, die ihr uns mit unverschämten Lügen das Unseie aus der Tasche locken wollt! Dich kenn ich wohl, du Spielmann, ich habe dich manchmal mit sauberen Kumpanen zusammengesehen und dein Genosse scheint mir auch nicht ganz fremd zu sein.“

Das Volk, das sich immer zahlreicher gesammelt hatte, nahm schon eine drohende Haltung an, doch der gewandte Spielmann zog seine Flöte heraus und sagte begütigend: „Ei, wie mögt ihr nur diesen Scherz so übel nehmen, kam ich ja doch hierher, um euch eine neue Weise aufzuspielen, auf die es sich gut tanzen läßt.“

Und nun begann er lustig zu spielen und während die Burschen sich mit den Mädchen im Tanze drehten, zog sich der Spielmann mit dem Junker langsam zurück, immer heitere Weisen floitierend. Sobald er sich aber in Sicherheit fühlte, sprach er mit seiner gewohnten Sorglosigkeit: „Schlimm ging die Sache nicht aus, wenn wir gleich nicht satt geworden sind. An solche Zwischenfälle muß man sich auf der Wallfahrt gewöhnen.“

Der Junker, der bisher dem Spielmann wie willenlos gefolgt war und kaum ein Wort gesprochen hatte, brach nun heftig los: „Glaubst du wirklich, Glender, ich werde mich noch länger zu deinem Narren herabwürdigen? Hätte ich das freche Possenspiel geahnt und die Not

mich nicht gedrängt, so hätte ich mich nie dazu erniedrigt. Doch hier scheiden unsre Wege für immer!"

Der Fahrende brach in ein erzwungenes, höhnisches Lachen aus und rief: „Unglückseliger, du hast dein Gelübde gebrochen, daß dir doch so reichliches Brot gewährt. Nun ist es mit der Wallfahrtskost zu Ende und du kannst ja das ehrenhaftere Gewerbe des Straßenräubers ergreifen, um nicht zu verhungern. Glück zu! Da ich dir aber gerne noch eine Wohlthat erweisen möchte, so verspreche ich dir, daß ich bei deiner Erhöhung zum fliegenden Ritter dir eins aufspielen und die gesammelten Pfennige auf dein Wohl vertrinken werde.“

Von Wut übermannt wollte sich Runo auf den Unverschämten stürzen, doch dieser war mit einem Sprung aus seinem Bereich, nahm dann seine Flöte zur Hand und schritt lustig floitierend auf der Straße vorwärts, wobei er öfters spöttisch umblickte und Runo mit höhnischer Freundlichkeit zunickte.

So stand Runo wieder, wie vor drei Tagen, einsam und hilflos auf der Straße. Ja, er fühlte sich heute unglücklicher als da er, den Kerker Neuffens entronnen, neben dem Gefühl des Elends doch auch das der Freiheit empfunden hatte. Nun aber lastete auf ihm auch noch die Demütigung, sich zum Mitschuldigen des schändesten Betruges herabgewürdigt zu haben und er sehnte sich zum erstenmal in seinem Leben so heiß und verlangend nach Arbeit, wie der Hungerige nach Brot.

So schritt er denn wiederum ohne Ziel und Plan auf dem Teil der Alb — Halbuch genannt — dahin, als er auf einer Anhöhe eine ansehnliche Ritterburg er-

blickte. „Wem gehört das Schloß dort?“ fragte er einen Schäfer, der seine Heerde in der Nähe weidete.

„Ihr müßt weit herkommen, wenn ihr das nicht wißt,“ erwiderte dieser, „die Burg heißt Herwardstein und auf ihr haust Graf Ulrich von Helfenstein, ein mächtiger Herr, der noch viele Burgen besitzt.“

„Ein mächtiger Herr!“ wiederholte Runo im Weiter-schreiten, „da mag er wohl auch vieler Knechte bedürfen.“ Runo kämpfte einen schweren inneren Kampf. Seinem Freiheitsgefühl hatte es stets widerstrebt, als adeliger Dienstmann einem Größeren zu dienen und jetzt: — sollte er als gemeiner Reifiger sich verdingen, auf den schon der Jägerbursche mit Verachtung herabsah? Denn er wußte ja wohl, daß dem Reifigen die niedrigsten und härtesten Dienste auf der Burg zufielen. Aber zu jeder anderen Stellung bedurfte es der Geschicklichkeit und eines Ausweises; bei den Reifigen, das wußte er, brauchte er nur Kraft und Berwegenheit.

Immer noch unschlüssig schritt er weiter. Die Sonne neigte sich zum Untergang, der Hunger begann ihn zu quälen, da sah er sich mit einem Male vor dem Burgthor und wurde von dem Burgwart angerufen. Nun war es zu spät zu weiterer Überlegung. „Zum Grafen“ antwortete er kurz dem Stelzfuß, worauf dieser ihn zum Palas führte. Auf dem Weg dahin suchte ihn der Alte auszuforschen, konnte ihm aber kein weiteres Wort als die Wiederholung seines Wunsches abringen und wenige Augenblicke später stand Junker Runo vor dem Herrn der Burg, in dessen Miene sich Stolz und Herrschergewohnheit widerspiegelte.

„Was willst du?“ fragte der Graf, indem er den Ankömmling mit scharfem Blicke musterte.

„Euch dienen,“ erwiderte Runo.

„Du siehst aus, als ob du des Waffenwerks nicht unkundig wärest, wie heißt du?“

Runo schwieg bestürzt. Auf diese so natürliche Frage war er nicht vorbereitet und gepeinigt von Scheu und Scham senkte er den Blick zu Boden vor den strengen Augen des Ritters.

Einen Augenblick herrschte tiefe Stille. Dann erhob sich aus dem Hintergrunde des Saales ein kleines, in grelle Farben gekleidetes Männchen, das bisher auf einem Schemel gekauert, der Szene aufmerksam zugehört hatte. Sein Mützchen schwingend, daß die vielen daran hängenden Glöckchen helle klangen, rief es: „Das ist lustig! Gevatter, der Bursche hat seinen Namen verloren, wie unsereins einmal seine Schellentappe. Solchen Gefellen würde ich dir raten, in deine Dienste zu nehmen, er plaudert dir kein Geheimnis aus, weil er keines im Kopfe behalten kann. Und wenn du einen Namen für ihn brauchst, so will ich dir einen nennen, der mir für diesen geradezu passend scheint. Dumm ist er, stumm scheint er, also heiße er: „Dummfummling!“

Der Graf lächelte und wies den possierlichen Zwerg in seine Ecke zurück, worauf er, zu Runo gewandt, sprach: „Du magst zur Probe auf der Burg bleiben und die Arbeit eines Reifigen verrichten, ich habe vor kurzem bei einem Strauß gegen die Ulmer einige Mann verloren; des Narren Name mag dir bleiben, bis du einen besseren verdient hast. Melde dich beim Vogt zu deinem Dienst.“

Dabei gab er ein Zeichen der Entlassung und Runo verließ, ohne ein weiteres Wort gesprochen zu haben, den Saal, an der Thüre von dem Thorwart in Empfang genommen. Hinter sich hörte er noch die krächzende Stimme des Zwergs: „Möchte wissen, ob des Mannes Mund zum essen eben so träge ist wie zum sprechen. Das, Gevatter, würde ihn dir unschätzbar machen.“

Eben rief das Horn die Dienstleute zum Abendbrot und bald fand sich Runo in der Thorstube mit dem Gefinde der Burg bei riesigen Schüsseln dampfenden Habermußeß zusammen, — zum erstenmal ein Knecht unter Knechten.

Es war eine harte Lehrzeit, die jetzt für Runo begann. Der ehemals so stolze, freiheitliebende Junker mußte die niedersten Arbeiten verrichten und sich dabei noch oft über seine Ungeschicklichkeiten harte Worte sagen lassen. Er mußte Holz im Walde fällen, Wasser aus dem tiefen Schloßbrunnen im schweren Eimer heraufwinden, der Pferde warten und Geschirre und Waffen im Stand erhalten. Die liebste Arbeit des Tages aber war ihm die Übung im Waffenwerk, denn dabei hatte er Gelegenheit, sich als tüchtiger Mann zu erweisen und den Tadel des Bogtes, wie den Spott der Knechte zu entkräften.

Was aber am schwersten auf ihm lastete, war nicht seine untergeordnete Stellung und die harte Arbeit, sondern das Gefühl, ein Ausgestoßener zu sein. Ihm war es immer, als ob er die Hand des Henters, dessen

Berührung schon unehrlich machte, noch immer auf sich fühle. In manchen Stunden verlieh es ihm noch Trost, daß nur er allein unter dem in Eßlingen begangenen Frevel so bitter zu büßen habe, denn er glaubte, daß mit der Befreiung seiner Mitgefangenen und mit der Zahlung jener allerdings großen Summe alles Vergangene gesühnt sei.

Wie sehnte er sich, die Erinnerung an das letzte Jahr aus seinem Gedächtnis tilgen zu können, während dagegen seine Gedanken gerne bei jenen Zeiten weilten, die er in verschiedener Herren Dienst im Feld zugebracht hatte. Jetzt dünkte ihm jenes Leben, das ihm damals zu drückend erschienen war, köstlich und ritterlich.

Ein Glanzpunkt in seinem Leben war ein Turnier, bei welchem ihm von schöner Hand als Preis eine goldene Kette, an die ein großer, blauer Türkis angehängt war, überreicht worden. Diese holde Gabe erschien ihm wie ein Talisman und er hatte sie auch in den Zeiten schwerster Not, selbst während seiner Kerkerhaft treulich bewahrt. Oft wenn er allein war, zog er das kostbare Kleinod hervor, und gedachte voll Behmut an die liebliche Spenderin und an das kleine Töchterchen seiner Schwester, das am liebsten mit dieser Gabe gespielt hatte, als er in besseren Zeiten noch öfter Gast im Hause seines Schwagers war. Nach Kinderart wurde die Kleine nie müde, den Türkis zu betrachten und nannte Kuno daher in ihrer mangelhaften kindischen Ausdrucksweise nur den „Türkohm.“

Eines Morgens war Kuno damit beschäftigt, die Pferde zu putzen, als der Burgvogt in den Stall trat:

„Wie, noch nicht fertig?“ herrschte er ihn an, „bist wieder in deine Träume versunken? sie sagen, du redest im Schlafe davon, daß du nicht siehest, was du scheinst. Nimm dich in acht, du hast den Blick des ‚Gezeichneten‘.“

Auno überließ ein Schauder, doch er schwieg. Der Burgvogt fuhr fort: „Der Graf will reiten; in einer halben Stunde muß alles bereit sein. Du reitest mit und Heinz.“

Ein stummes Nicken sagte dem gestrengen Vogt, daß der Befehl verstanden worden sei. Kopfschüttelnd murmelte der Vogt, als er in den Hof hinaustrat: „Ein unheimlicher Geselle; wenn er nicht zum Waffenwerk so tüchtig wäre, längst hätte man ihn von der Burg gejagt.“

Bald befanden sich die Reiter unten im Thale des Rocher auf dem Weg nach der Stadt Aalen. Wenige Stunden später erreichten sie ihr Ziel und ritten durch das ihnen willig geöffnete Thor. Auf den Straßen trieb und wogte viel Volk umher, das den Einzug der Ritter sehen wollte, die heute zu wichtiger Beratung hier zusammenkamen. Es galt der Übermacht des Greiners einen Damm zu setzen, und so kamen die Herren in weitestem Umkreise herbei. Auch die Stadt Eßlingen hatte die Versammlung mit dem Junker von Kyburg beschickt. Um den Zweck der Reise vor den Spähern des Greiners zu verbergen, hatte der Junker Frau Mechtild und sein Töchterlein mitgenommen, als ob es sich nur um einen Besuch bei der Sippe in Aalen handle. Er war mit den Seinen schon den Tag zuvor angekommen und sah jetzt von der Laube des Hauses, in

welchem er abgestiegen war, dem Einzug der Ritter zu, die verabredetermaßen um die Mittagsstunde in die Stadt einritten. Die kleine Ermintrude hatte große Freude an den Herren in ihren farbenprächtigen Gewändern und den schönen reichgeschirrten Rossen und besonders zog der Graf von Helfenstein durch die Kostbarkeit seines Aufzuges ihr Auge auf sich. Wie von ungefähr schweifte ihr Blick von diesem zu den hinter ihm reitenden Knechten und: „Der Türlohm, Mutter!“ rief sie mit der Hand nach Runo deutend.

Totenblässe zog über Frau Mechtilds Antlitz, sie wandte einen Augenblick, dann zog sie — sich gewaltjam aufraffend — das Kind fest an sich und flüsterte ihm einige Worte zu. Der Junker von Ryburg, glücklicherweise von der Begrüßung des Grafen abgelenkt, hatte den Austritt nicht bemerkt. Jetzt wandte er sich nach ihr um: „Was ist dir zugestoßen,“ fragte er erschreckt, „hast du ein Geipenst gesehen?“

Mechtild entschuldigte sich, ein Schwindel habe sie plötzlich befallen, daher sie in die Wohnräume eintreten wolle und sie zog die widerstrebende Kleine hastig in das Gemach.

Runo ritt wie betäubt hinter seinem Herrn her, kaum fähig, seine Fassung zu bewahren. Waren doch die Schwester und die kleine Ermintrude die einzigen Wesen, für welche sein Herz noch fühlte und von denen er sich geliebt wußte. Es beherrschte ihn jetzt nur der eine Gedanke, der eine Wunsch, sich vor jenen Keinen zu bergen.

In der Herberge zur Sonne fanden sich die Ritter

bald darauf beim Festtrunk zusammen. Nächst dem Helfensteiner war der angesehenste Gast der Schenk von Limpurg. Er war ein unruhiger Mann, beinahe immer auf der Fahrt, der selten fehlte, wo es ein Fest zu feiern galt, und der daher über alles, was in der Welt vorging, zu berichten wußte. Auch heute erzählte er mit seiner lauten durchdringenden Stimme den aufmerksam Zuhörenden mancherlei Bekanntes und Neues. So vernahm Runo, der mit den übrigen Knechten in der anstoßenden Trinkstube, dem Rufe seines Herrn gewärtig saß, vieles was ihn nahe berührte.

„Wißt ihr auch schon das Neueste von den Eslingern?“ fragte der Schenk, „die haben die Beleidigung des Kaisers teuer bezahlt, obgleich dieser noch allzugnädig gegen sie war. Könnt ihr glauben, daß Karl keinen einzigen der Rebellen an Leib und Leben strafte, allen wurde seine Gnade zu teil. Ei,“ unterbrach er sich, „dort ist ja der Junker von Kyburg, Ihr müßt die Geschichte ja am besten kennen, von einem sagen sie, man wisse nicht, was aus ihm geworden, ob er verurteilt worden, oder noch in den Verliesen von Hohenneuffen schmachtet.“

„Davon ist nichts bekannt geworden,“ gab ausweichend der Junker zur Antwort. „Aber die ganze Stadt ist schwer gebüßt worden. 100 000 Gulden, die wir zu zahlen hatten, haben uns schon schwer geschädigt und daß der Württemberger hiervon 40 000 Gulden erhielt, hat die Sache nicht besser gemacht. Und doch ist diese Geldbuße noch lange nicht das schlimmste. Dem Greiner sind solche Rechte als Landvogt über

Eßlingen und viele andere Städte von Costnitz bis Reinsberg übertragen worden, daß er sich fast als unser Herr betrachten kann.“

„Mir zum Schaden,“ grollte der Graf von Helfenstein. „Ohne allen Grund ist mir die Landvogtei über mehrere dieser Städte abgenommen und meinem Herrn Schwäher übergeben worden. Möchte wissen, wie er's anfangt, ob er des Kaisers Huld ertrotzt oder erschmeichelt hat.“

„Wohl eher ertrotzt,“ entgegnete der von Kyburg und fuhr fort: „Schwer liegt die Hand des Grafen auf uns, er will das Eisen schmieden, so lang es heiß ist und weiß wohl, daß eine bessere Gelegenheit, seinen Grimm an den Reichsstädten auszulassen, nicht mehr kommt. Eberhard hat uns alle Zufuhr abgeschnitten; Gewerbe und Handel liegen darum elend darnieder und die Not in Eßlingen ist so groß, daß viel Volk ausgewandert ist. Darum haben wir Schutz bei dem Kaiser gesucht . . .“

„Was, das habt ihr Eßlinger gewagt nach solch' schmähhlicher Empörung?“ fuhr der Schenk dazwischen.

„Der Kaiser nahm unsere Bitte keineswegs ungnädig auf und suchte zuerst zu vermitteln, zu beruhigen,“ sprach der Junker von Kyburg.

„Was natürlich bei meinem Schwäher ganz nutzlos war,“ lachte höhnisch der Helfensteiner.

„So seid ihr Eßlinger wohl auch auf den Reichstag nach Nürnberg geladen?“ fragte der Schenk.

„Ein Reichstag? Köstlich, da fehlt es uns nicht an Turnier und allerlei Kurzweil!“ rief es durcheinander.

Runo hatte genug gehört. Es litt ihn nun nicht länger in der Knechtstube, er schlich sich hinaus und erblickte, in die Flur tretend, den dort herumlungern den Floitierex. „Ei, du hast dich ja fein herausstaffiert,“ lachte dieser, als er auf dem erleuchteten Vorplatz Runo erkannte. „Sieh da, die Farben des Helfensteiners! Du hast dir gleich einen mächtigen Patron ausgesucht. Wie wärs, wenn wir auch hier unser Kunststücklein vom unglücklichen Ritter zum besten gäben? — dein Herr würde sich baß daran ergözen.“

Runo stieß den ihm den Weg Vertretenden barsch zur Seite und trat ins Freie. Er irrte durch die dunkeln Straßen, immer nur ein Ziel vor Augen — das Haus, in welchem er seine Schwester wußte. Endlich gelangte er auf den Marktplatz, erkannte das Haus und schwang sich auf die Laube, die ihm einen Einblick in die Wohnräume gewährte. Das Glück war ihm günstig, er stand vor dem Gastgemach, in welchem Mechtild soeben die kleine Ermintrude zur Ruhe brachte.

„Aber es war doch der Ohm,“ hörte er das Kind sagen, „ich habe ihn recht wohl erkannt. Warum soll ich es nicht sagen?“

„Er war es nicht, dein Ohm ist tot,“ erwiderte Mechtild weinend, „jener Reiter allerdings schaute aus wie er.“

„Warum,“ beharrte die Kleine, „sagst du mir erst heute, daß er tot ist?“

„Dein Vater verbot mir, von ihm zu reden,“ entgegnete die Mutter, „laß uns beten für ihn und dann schlaf, mein Liebling.“

Und Runo sah, wie die Schwester an dem Bett des Kindes niederkniete und ihre Hände mit denen der Kleinen zusammenfaltend, ein inbrünstiges Gebet sprach. Bald darauf mußte das Kind eingeschlafen sein, denn Mechtilde erhob sich leise, trat zum Fenster und schaute gramvoll in die Nacht hinaus, so daß der Späher schier versucht war zu fliehen.

„Das Kind hat sich nicht getäuscht,“ flüsterte sie leise für sich, „er war es, der für mich ein Toter sein soll nach dem Willen meines Herrn. Mir bleibt nur, um ihn zu weinen, für ihn zu beten.“

Dann schloß sie behutjam das Fenster. Einen Augenblick später war Runo wieder auf der Straße, gewann das Stadtthor, ehe es verschlossen wurde, und eilte wie von Furien verfolgt in die Nacht hinaus. „Ein Toter!“ gellte es ihm fortwährend in den Ohren. Ziellos irrte er durch die ihm unbekannte Gegend. Bald folgte er der Straße, bald dem Laufe eines Flusses, verließ diesen wieder um eine Höhe zu erklimmen, und stieg kurze Zeit nachher wieder in ein Thal hinab. So lief er fort einen großen Teil der Nacht hindurch, bis er endlich von Mattigkeit überwältigt, unter einer Baumgruppe niedersiel und eingewiegt von dem Rauschen eines Flusses in tiefen Schlaf versank. Als er erwachte, stand die Sonne schon beinahe im Zenith und sandte heiße sengende Strahlen herab. Zerschlagen an Leib und Seele richtete er sich auf und schleppte sich zu einer Gruppe von Landleuten, die nicht ferne von ihm emsig mit der Feldarbeit beschäftigt waren. Auf seine Fragen, wo er sei und wie weit von Aalen entfernt, erhielt er

die Antwort, der Fluß heiße die Lein, Aalen aber sei in zwei guten Stunden zu erreichen. So war er also im Bannkreis der Stadt herumgeirrt, in der Meinung sich weit von ihr zu entfernen. Langsam und müde schritt er am Flusse hin und war immer wieder genötigt sich niederzusetzen, da ihm die Füße den Dienst zu versagen drohten; bleischwer lag es in seinen Gliedern und ein banges Krankheitsgefühl überkam ihn.

Da hörte er quikende Töne hinter sich und erschreckt sich umwendend sah er den Fahrenden, der ihm zurief: „Ei, sieh da, der Ausreißer! Könnte mir jetzt ein gut Stück Geld verdienen, wenn ich dich deinem Grafen zurückbrächte, der wie ein Rasender tobte, als er von dem Entweichen seines Knechtes hörte. Wie klug du doch bist, daß du mit seinen Farben in der Welt herumläufst, daran wird man den Vogel bald erkennen.“

Kuno sah entsetzt an sich nieder; daran hatte er bis jetzt noch nicht gedacht, daß ihn sein Gewand verraten könnte und als der Fahrende fortfuhr: „Jetzt bist du in meiner Hand und mußt mir zu Willen sein“ nahm Kuno den letzten Rest seiner Kraft zusammen und rannte wie ein gehektes Wild dem nahen Walde zu, gefolgt von dem drohenden Rufe des Floitierers: „Du entriimmst deinem Schicksal doch nicht.“

Immer mühsamer schritt er weiter, stundenlang durch Wälder und öde Strecken, sorgfältig jede Ortschaft vermeidend. Allmählig bemächtigte sich seiner ein Gefühl des Hindämmerns; in seinen Ohren klang und brauste es; bald wähnte er Flötentöne zu hören, bald Koffegetrappel; er glaubte sich verfolgt und fühlte die Un-

möglichkeit zu entfliehen. Dann sah er wieder vor sich die Schwester mit der kleinen Ermintrude, welche schmerz- lich nach ihm blickte, — ihm war, als sollte sich jetzt der Fluch, der in Hohenneuffen über ihn gesprochen, erfüllen.

Da, in seiner höchsten Noth, fühlte er seine Hände ergriffen, hörte milde Worte, deren Sinn er nicht mehr zu fassen vermochte, und ließ sich willenlos geleiten, bis ihm endlich das Bewußtsein völlig schwand.

Als Kuno nach langen schweren Fieberphantasien wieder klar um sich blickte, befand er sich auf einem weichen Lager von dürren Blättern, aber er konnte sich nicht entsinnen, wie er hierhergekommen. Da trat ein Greis in priesterlichem Gewande an sein Lager und schaute mild und freundlich auf den Erwachenden. Ohne ein Wort zu sprechen, hielt er ihm einen kühlenden Trank an die Lippen, den Kuno gierig schlürfte und als er nun mit schwacher Stimme fragte, wo er sich befinde, gebot ihm sein Wohlthäter jetzt nur zu ruhen und zu schlafen; er sei in sicherer Hut.

Kuno war es, als sei er wieder ein Kind im Eltern- hause und lege sich in der Mutter Schoß zum Schlafe nieder und ein süßes Heimatgefühl kam über den Aus- gestoßenen, — gehorsam schloß er die Augen und der Einsiedler ging wieder still seinem friedlichen Berufe nach.

Kunos Jugendkraft siegte bald über die schwere Krankheit, aber mit der erwachenden Kraft kehrte auch das Bewußtsein seines Elendes zurück. Hatte er bis jetzt sehnsüchtig gewünscht, seine That vor jedem Menschen zu verbergen, so drängte es ihn nun zum Bekenntnis

und er legte dem Waldbruder eine Beichte ab, in der er nichts beschönigte, nichts verheimlichte und nur den einen Wunsch aussprach, sühnen zu dürfen, was er gefehlt.

Bruder Bernhard hatte der langen traurigen Erzählung Runos ruhig und milde zugehört, dann sprach er ernst: „Was du gefehlt, kannst du nicht büßen weder durch Wallfahrt, noch Opfer oder Messen, sondern nur durch Reue und Hingabe deiner selbst. Du bist ein Kriegermann, — als solcher stelle dich in den Dienst dessen, gegen den du einst freventlich die Hand erhoben; kämpfe als getreuer Kämpfer gegen die Feinde des Kaisers, so wirst du in der Treue den Frieden in dir selbst finden, den dir deine Untreue geraubt hat. — In den nächsten Tagen erwarte ich meinen Oberen, den Prior aus dem Kloster Murrhardt, von dem ich hören werde, wie es jetzt in der Welt steht und wohin ich dich senden soll. Er war einst mein vertrauter Jugendgeselle und kennt das menschliche Herz mit seinen Tiefen und Klippen, — seiner Führung magst du dich anvertrauen.“

Runo ging erleichtert hinaus vor die stille Klause. Es war, als ob ein Gottesfrieden ihn durchwehte und zum erstenmal freute er sich heute der wunderbaren Natur, welche die Hütte umgab. Trat er heraus aus dem Dickicht der sie schützenden Laubbäume, so lag vor ihm ein herrlicher Waldsee, der in lieblichen Spiegelungen die dunkeln Tannen, die ihn umgaben und den tiefblauen Himmel widerstrahlte. Er umwandelte das längliche Seebecken, löste den Rachen vom Ufer und ruderte lange träumerisch dahin. Wasserrosen wiegten sich anmutig

auf der Wasserfläche, im Röhricht begann ein Glucksen und Summen von Wasservögeln, herrliche Libellen flogen von Blume zu Blume und die Waldesjäger begannen ihr Abendlied. Drüben auf der Waldwiese äste ein Reh mit seinen Jungen und erhob nur bisweilen horchend den schlanken Hals, als es das Geräusch der Ruder vernahm. Es war ein Bild tiefsten Friedens, — auch ihm war ja heute Friede verheißen worden, — wie gern wollte er ihn erringen, auch im heißesten Streite.

Der ersehnte Tag kam heran, der den Kapuzinerprior zur Klause brachte. Runo hielt sich bescheiden zurück, bis ihn Bruder Bernhard rief.

„Der Prior,“ sprach er, „will dir selbst Rat und Weisung geben, tritt herein, mein Sohn.“

Des Priors Blick ruhte eine Weile scharf und durchbohrend auf dem Eingetretenen, aber bald zog ein milder Zug über sein Antlitz, als er die Spuren innerer und äußerer Leiden auf Runos Zügen wahrte.

„Bruder Bernhard hat mir deine Schuld vertraut und daß du zu sühnen begehrt, was du an einem Mächtigen gefrevelt. Die Zeit dazu ist gekommen. Der Kaiser bedarf tüchtiger Streiter, und ein starker Arm ist in solchen Zeiten viel wert. Indessen du hier oben, fern vom Kampfplatz der Welt krank darniederlagst, haben sich dort die Ereignisse gedrängt.“

Der Kaiser hat zu einem Reichstag in Nürnberg zusammenberufen, auf den hauptsächlich die Klagen der Städte und der Ritter gegen den Grafen Eberhard von Württemberg zum Austrag gebracht werden sollten. Eberhard erschien auch daselbst mit großem glänzenden

Gefolge, aber er blieb taub gegen alle Mahnungen und Drohungen des Kaisers und gerade wie einst sein Großvater, der sich der Gottesfreund und aller Welt Feind nannte, vom Reichstag zu Speyer — so ritt der Greiner trotzig von Nürnberg weg.

Infolgedessen entzog ihm der Kaiser viele Landvogteien und erließ ein Aufgebot an alle Reichsstädte in Schwaben, gegen den Greiner zu rüsten. Der Kaiser selbst führt eine bedeutende Heeresmacht von mehr als 3000 Helmen herbei. In den letzten Tagen nahm er die Stadt Alen ein und befindet sich auf dem Marsch nach Schorndorf, wohin sich der Württemberger mit ansehnlicher Streitmacht geworfen hat. Da ist nun jeder tüchtige Kriegermann von Wert, denn es gilt einen harten Strauß mit dem kampfgierigen Grafen; schon in den nächsten Tagen könnte es zu einer blutigen Schlacht kommen. Der Kaiser hat geheime Feinde im eigenen Lager und ist vor meuchlerischen Überfällen nicht sicher. Mich bindet mein Eid zu reden, oder den Verräter zu nennen, aber mir ist nicht verwehrt, dich zum Schutze des Bedrohten auszusenden. Sieh dieses Pergament,“ — und er übergab ihm einen Pergamentstreifen, der mit einer Schnur umwunden war, an der ein großes Siegel hing — „dem Beichtiger des Kaisers. Er ist seines Herrn treuer Diener und wird Sorge tragen, dich bei der Leibwache des Kaisers unterzubringen. Dort magst du, naht sich Gefahr, mit deinem Leben sein geheiligtes schützen. Morgen bei Sonnenaufgang wirst du bei der Klause einen dienenden Bruder unseres Klosters finden, der dich zu dem Pater führen soll.

Schon war ein anderer zu diesem Werk ausersehen, ihn schreckte die Gefahr. Dich schiekt mir der Himmel. Bist du bereit, jede Stunde Leib und Leben zu lassen für den Herrn, den du dir freiwillig erwählst?"

Runo bejahte und zum erstenmal erhob er sein Haupt wieder frei und stolz.

"Gott geleite dich," schloß der Prior, "und gebe dir Mut und Kraft dein Gelübde zu erfüllen."

Damit verließ der Prior, gefolgt von dem Waldbruder die Klausur, um sich wieder in das Thal hinab zu begeben. Erst vor dem Walde erwarteten ihn einige dienende Brüder und er trennte sich nun von dem Einsiedler, mit dem er alle Ereignisse zu besprechen pflegte, obgleich dieser, der Welt gänzlich entrückt, allen Welt-händeln ferne stand.

Als sich die Freunde beim Abschied die Hände reichten, sprach der Prior: "Mich dünkt, ich habe gut daran gethan, deinem Rat zu folgen und mich für die Treue dieses Mannes zu verbürgen. So nur schaut einer, dem die Reue an der Seele nagt. Du hast dieses Armen Seele vor Verzweiflung gerettet, mein Bruder."

"Wie du einst die meine," erwiederte der Einsiedler bewegt, "als ich mit Schuld beladen an deine Klosterpforte pochte und du mich hinaufwiesest unter die grünen Tannen, an den klaren Ebnisee, nicht um müßig zu trauern und zu träumen, sondern um Verirrten, vom Wege Abgekommenen, geistigen und leiblichen Trost zu spenden. Wie ich hier in der Stille genas, so mag jener im Schlachtengetümmel gefunden."

Als Bruder Bernhard wieder seine Klausur erreichte,

trat ihm Runo als ein Anderer entgegen. Hoher Mut und freudige Entschlossenheit leuchtete aus seinen Zügen und er hatte wieder das ihm vom Einsiedler gereichte Gewand mit seiner Reitertracht vertauscht. „Jetzt hoffe ich diese Kleider zu Ehren zu bringen, Bruder Bernhard,“ rief er ihm frohgemut entgegen.

Raum hatte sich die Sonne über die Tannen erhoben, als auch schon der Klosterbruder von Murrhardt erschien. Runo, der früher so harte, rauhe, konnte sich tiefer Nührung nicht erwehren, als er von dem Waldbruder Abschied nahm. „Ohne Euch,“ sprach er, „wäre in Erfüllung gegangen, was mir der Kanzler verhieß, als er mich dem Freimann überantwortete, — ich wäre elend am Wege gestorben. So danke ich Euch mein Leben.“

„Und,“ fiel ihm der Bruder ins Wort, „wer sein Leben im Dienste Gottes und des Nächsten zu gebrauchen weiß, für den ist es ein edles, ein kostbares Gut, — und ich glaube, du hast hier den wahren Wert des Lebens kennen gelernt.“

„Mehr als das Leben habt Ihr mir gerettet,“ rief Runo aus tiefster Seele, „Ihr habt mich versöhnt mit Gott und nur ein Wunsch ist es noch, der mich voll Sehnsucht in die Welt hinaus treibt, — zu sühnen, was ich an dem Kaiser und meinen Mitbürgern verbrochen.“

Der Klosterbruder hatte Runo ein Pilgergewand in des Priors Auftrag gereicht und rüstig wanderten die beiden über die Hochebene des Welzheimer Waldes. Schon nach einem Marsche von drei Stunden vermochten sie hinabzublicken in das Thal der Rems.

Der Anblick, der sich Runo hier bot, hätte ihn noch wenige Monate zuvor mit Lust erfüllt. In dem ganzen Thale herrschte kriegerisches Treiben. Lager wurden geschlagen, Zelte aufgespannt, man hörte die Signalthörner von Gruppe zu Gruppe, aber man sah auch brennende Dörfer und fliehende Landleute. Jetzt, nachdem Runo das Glück eines friedlichen inneren Lebens gelostet, hatte er auch ein Auge für die Schrecken des Krieges.

Von den Vorüberreitenden erfuhren die Wanderer, daß der Kaiser tags zuvor im Städtchen Lorch eingetroffen sei und im dortigen Kloster Quartier genommen habe. Dorthin lenkten sie nun ihre Schritte und je näher sie kamen, um so lebhafter gestaltete sich das kriegerische Treiben. Noch stand die Sonne nicht im Zenith, als sie schon im Kloster angelangt, von dem Bruder Pförtner zu dem Beichtwater des Kaisers geführt wurden. Nachdem dieser das Pergament in Empfang genommen und die Siegel vorsichtig geprüft und gelöst, zog er sich in eine Fensternische zurück, den Inhalt zu entziffern. Während er las, schweifte sein Blick oft prüfend und sinnend zu Runo hinüber, endlich wandte er sich zurück.

„Ich gehe zum Kaiser,“ sprach er, „ihm die Botschaft des Priors zu melden, begehrt euch indessen zum Bruder Pförtner, daß er euch erquickte nach dem langen Weg.“

Indessen der Klosterbruder mit sichtlichem Behagen dem reichlich vorgelegten Imbiß zusprach, war es Runo kaum möglich einige Bissen zu sich zu nehmen. Ihm schlug das Herz bei dem Gedanken, was er antworten

sollte, wenn der Mächtige ihn nach seinem Namen frage. Bruder Bernhard hatte ihm den Rat gegeben, nur seinen Taufnamen zu nennen, der ihm ja nicht abgesprochen werden konnte, — aber wenn der Kaiser weiter forschte?

Nach einer halben Stunde bangen Wartens kehrte der Pater zurück, Kuno selbst vor den Kaiser zu führen. Er schritt mit ihm durch die hohen Kreuzgänge, ohne ein Wort mit Kuno zu wechseln, doch fühlte dieser, daß sein Blick beständig auf ihm hafte.

Sie fanden den Kaiser in dem kostbarsten Gastgemach des Klosters allein, ihrer harrend.

Kuno erbehte bei seinem Anblick. Sein ganzes Schuldgefühl kam von neuem über ihn, aber es verlieh ihm auch einen Ausdruck so wahrer Demut, daß der Beichtiger nunmehr nicht zögerte zu sprechen: „Hier, kaiserlicher Herr, steht der Mann, für dessen Treue ich büрге.“

„Ihr übernehmet damit eine schwere Verantwortung, Pater,“ entgegnete der Kaiser, „denn meine Böhmen sind mir treu, das weiß ich.“

„Ein echter deutscher Mann,“ sprach der Pater, „läßt Leib und Leben für den Herrn, dem er sich zugeschworen und dieser gelobt Euch Treue, wie der Prior von Murrhardt mir bezeugte.“

Der Kaiser sah forschend auf Kuno: „Du bist mir in so seltsamer Weise gesendet, daß ich nicht frage, wer du bist und von wannen du kommst. Du sollst meiner Leibgarde eingereiht werden.“

Sich an den Pater wendend, fuhr er in böhmischer Sprache, die Kuno auf einem Kriegszug verstehen gelernt

hatte, fort: „Seltsam, mir verkündete einst ein Stern-  
deuter, daß ein Namenloser mich einer großen Gefahr  
entreißen werde, — sollte es dieser vielleicht sein? Doch  
gleichviel, Vater, übergebt selbst Euren Schützling dem  
Hauptmann der Leibwache, er möge ein scharfes Auge  
auf ihn haben.“

Wie erschrocken Kuno, als er in dem Hauptmann den  
Edlen von Lisbus erkannte. Dieser musterte den An-  
kömmling mit mißtrauischen Blicken: „Ich habe auf diese  
Deutschen nie viel gehalten,“ sprach er abfällig zu dem  
Vater in seiner Landessprache; „eine seltsame Laune  
unseres Herrn, einen solchen in seine Dienste zu nehmen.  
Es hätte des Befehles nicht bedurft, ihn streng zu über-  
wachen.“

Kuno verriet mit keinem Zucken der Wimpern, daß  
er die gehässige Rede seines einstigen Gegners verstanden;  
jetzt war für ihn nicht Zeit zu persönlicher Empfindlichkeit,  
jetzt galt es nur, die beschworenen Pflichten zu erfüllen.

Einige Tage, in denen sich die gesamte Streitmacht  
mehr und mehr auf Schorndorf zuzog, vergingen für  
Kuno ziemlich ruhig; der Kaiser schien ihn kaum zu be-  
achten, um so mehr fühlte er sich von dem Edlen von  
Lisbus auf Tritt und Schritt beobachtet.

Als nun dem Kaiser gemeldet wurde, daß die  
Vorbereitungen zu einem Angriff auf den Feind beendet,  
ritt er selbst, von seiner Leibwache begleitet, gegen Schorn-  
dorf zu, um von einer Anhöhe die Aufstellung in Augen-  
schein zu nehmen.

Schon auf dem Rückzug begriffen, befahl der Kaiser  
plötzlich: „Der Deutsche mag ins Lager zurückreiten, um

Graf Heinrich von Montfort zu melden, daß ich die Führer heute noch zum Kriegsrat in Lorch erwarte."

"Der Deutsche allein?" fragte Herr von Lisbus.

"Allein!" entschied nach kurzem Besinnen der Kaiser und finsternen Blickes brachte Lisbus den Befehl an Runo, nicht ohne ihm eilige Rückkehr einzuschärfen.

Runo ritt in der einbrechenden Abenddämmerung in das Lager. Er glaubte des ihm genau beschriebenen Weges zum Grafen Montfort sicher zu sein, dessen Lagerplatz er vom Berge aus gesehen hatte. Er band sein Pferd an einen Pflock vor dem Führerzelt und war erstaunt, niemand zu finden, der ihn melden könne. Im Begriff, weiter nach einem der Knechte zu suchen, hörte er Stimmen im Zelte, wovon er die eine als die des Grafen Helfenstein erkannte. Von Schreck gebannt, blieb er ratlos stehen und hörte nun, wie eine Stimme sprach: "Seid Ihr sicher, daß wir nicht belauscht werden können? Mir war, ich hätte eben ein Geräusch vernommen."

"Auf Euren Wunsch habe ich alle meine Leute an einen andern Platz des Lagers gesendet und sie sind an strengen Gehorsam gewöhnt," antwortete der Helfensteiner. "Doch jetzt sind wir wohl zu Ende," fügte er kalt hinzu.

"Wie Ihr wollt," erwiederte der Andere. "Doch bedenkt wohl, hätte Euer Schwäher die Hauptmacht in schwäbischen Landen in Händen, er könnte Euch höher erheben, als dies wohl je der Kaiser thun wird; denn dieser ist ein Böhme und wird nie ein Deutscher."

"Wem der Graf von Helfenstein seine Gefolgschaft zugesagt, dem hält er sie; mag ich nun Vorteil oder

Schaden davon haben. Das ist deutsch und das würde mein Schwäher, der Greiner, der jetzt mein Gegner in ehrlichem Kampfe ist, wohl niemals anders begehren. In seinem Auftrag kommt Ihr sicher nicht, denn ist er auch ein Rimmerjatt, ein ehrenhafter deutscher Ritter bleibt er allezeit. Damit gehabt Euch wohl, Herr von Limburg und hütet Euch die gelobte Treue zu brechen, es möchte Euch übel gereuen."

"Wer spricht von Treue brechen?" erwiderte wie verwundert der Schenk. "Ich wollte nur des Rates mit Euch pflegen, doch nun habt Ihr mich ja völlig überzeugt" und damit trat er in die Nacht hinaus.

Runo hielt den Atem an, als der Schenk ganz nahe an ihm vorüberschritt. "Das also ist der Feind im eigenen Lager, von dem der Prior gesprochen, sagte er sich, von ihm droht meinem Herrn Gefahr."

Leise führte er sein Pferd weiter, fand das Zelt des Grafen von Montfort und überbrachte diesem die kaiserliche Botschaft, um bald darauf in eiligem Ritt Lorch wieder zu erreichen.

Im Kriegsrat wurde beschlossen keinen Tag länger mit dem Angriff auf den Greiner zu zögern. Wohl waren manche erwarteten Zuzüge von Städten und Rittern nicht eingetroffen, aber Späher hatten auch berichtet, daß der Württemberger immer noch sehnjüchtig und vergeblich den mächtigsten seiner Bundesgenossen, den Herzog Rudolf von Osterreich, erwarte.

"Also morgen mit Tagesanbruch," entschied Kaiser Karl.

Als am 30. August des Jahres 1360 die Sonne

aufging, beschien sie im Remsthal von Borch bis Schorndorf auf der ganzen zwei Meilen langen Strecke ein buntes kriegerisches Bild, denn auch im württembergischen Lager waren die Vorbereitungen zum Angriff nicht unbeachtet geblieben.

Kaiser Karl ritt, nur begleitet von den böhmischen Herren und gefolgt von seiner Leibwache beim ersten Morgengrauen dem Schlachtfelde zu. Das Gedränge auf der Straße wuchs von Minute zu Minute; überall sammelten sich die Fähnlein und zogen das Thal herab. Da nahte sich dem Kaiser der Graf von Limburg und begann ehrerbietig: „Ihr seid der Gegend unkundig, Herr, und wie ich sehe befindet sich niemand in Eurem Gefolge, der Euch als Führer dienen könnte. Ich aber kenne hier jeden Weg und jeden Hügel — dürfte ich Euch nahe bleiben, Euch mit meinem Rat zu dienen?“

„Ihr seid mir ein werter Bundesgenosse, Herr Graf,“ erwiderte Kaiser Karl kühl, „wie dürfte ich Euch von meiner Seite weisen?“

Wortreich dankte der Schenk für diese Ehre und gab dem Anführer seiner Reifigen einen Wink, worauf diese sich den Kaiserlichen anschlossen.

Darf ich Euch einen Platz zeigen, von welchem Ihr einen Einblick in die Stellung der Unsern und der Feinde gewinnet,“ fuhr er fort und als der Kaiser bejahte, deutete der Schenk auf einen Hügel, im Süden der Rems, der etwas in das Thal vorsprang und der einen weiten Blick bis gegen die Stadt Schorndorf gewähren mußte.

„Der Platz scheint mir in der That günstig ge-

wählt," erwiderte der Kaiser, und der Schenk sprengte voran, sich gleichsam als Führer bekundend.

Graf Ulrich von Helfenstein, als er bemerkte, wie sich der Schenk an den Kaiser drängte, fürchtete Verrat von diesem, übergab die Führung seines starken Aufgebotes seinem Vogt auf Herwartstein und näherte sich mit seinen Knappen dem Hügel, auf dem der Kaiser sich befand. Bald war die Schlacht in vollem Gange; rechts von dem Flusse befanden sich die, nach Rüstung, Fechtart und Kriegsgeschrei von den andern Kriegern scharf abstechenden Böhmen und Ungarn, unter dem kaiserlichen Feldhauptmann Zbinko Zagicz, auf der linken Seite der Rems jedoch kämpften die Fahnlein der Ritter und der Städte, jedes für sich, jedes unter seinem eigenen Hauptmann.

Löwengleich kämpfte der Greiner, er schien an vielen Orten zugleich zu sein, so unvermutet tauchte da und dort sein Federbusch auf. Immer wieder verstand er es seine an Zahl weit schwächeren Schaaren zu ermutigen und lange schwankte das Schlachtenglück zwischen den beiden Gegnern.

"Wenn ich recht sehe, so weichen Eure Völker zurück, Herr Graf," sprach der Schenk laut genug, um auch vom Kaiser verstanden zu werden, indem er sich mit höhnischem Lächeln nach dem Helfensteiner umwandte. "Euer Vogt scheint nicht eben ein Kriegsheld."

Graf Ulrich erblaßte, warf dem Schenken einen mißtrauischen Blick zu, winkte seinen Knappen und in gestrecktem Galopp ging es hinab zu der wankenden

Schaar, die der Zuruf des Herren schnell geordnet und dem Feinde wieder entgegen geführt hatte.

Während der Helfensteiner an der Spitze seiner Mannen ritt, fiel ihm auf, daß ein Häuflein feindlicher Reiter in eine kleine Schlucht einbog, nächst dem Hügel, auf dem der Kaiser hielt. Voll Sorge für diesen, — wandte sich Graf Ulrich wieder nach der Höhe, der er sich in dem Augenblick näherte, als die erwähnten Reiter von der andern Seite her schon die Höhe gewonnen hatten und auf den Kaiser zusprenkten. Zugleich brach von rückwärts aus dem Walde eine mit Streitärten und Hellebarden bewaffnete Schaar Fußknechte und stürzte sich auf die Leibwächter und das kaiserliche Gefolge, so daß die so hinterrücks Überfallenen Not hatten, sich ihres Lebens zu erwehren und daher dem Kaiser keinen Schutz gewähren konnten. Nur Kuno war vom Rosse gesprungen und stand mit einem Satz dicht vor dem Kaiser, dessen Pferd eben von einer Lanze durchbohrt, gestürzt war. Mit Riesenkraft wehrte Kuno die Andringenden von dem hilflos zu Boden liegenden Kaiser ab, bis er von einem auf diesen geführten Schwertstreich getroffen schwer verwundet — bewußtlos niederfiel.

In diesem Augenblick höchster Not traf der Helfensteiner mit seinen Knappen ein, und in kurzer Zeit war das Häuflein der Angreifer in die Flucht geschlagen. Der Schenk mit den Seinen war wie von ungefähr beim Erscheinen der feindlichen Reiter verschwunden.

Raum hatte sich der Kaiser erhoben, so durchbrauste Freudengeschrei die Luft. „Sieg!“ tönte es tausendstimmig. „Die Kaiserlichen haben gestegt!“

Der Kaiser wandte sich dankend an den Grafen von Helfenstein, doch dieser wies auf Kuno: „Ihnen verdankt Ihr Euer Leben, Herr.“

Er trat näher zu dem Schwerverwundeten, dem die Knechte die Rüstung abnahmen. „Was seh' ich, sprach er voll Erstaunen, mein Knecht?“

Da sprach Kuno: „Ich bitte nur um die eine Gnade, Euch und dem Kaiser meine Beichte ablegen zu dürfen.“

Der Helfensteiner trug dem Kaiser die seltsame Bitte vor und dieser trat an Kuno heran.

„Wer bist du, der mich so tollkühn gerettet?“ fragte der Kaiser.

„Ein Mann, der seinen Namen verwirkt, weil er an des Kaisers Majestät gefrevelt,“ erwiderte dieser.

„So stand es also doch in den Sternen geschrieben, — ein Namenloser hat mich gerettet,“ murmelte der Kaiser.

Mit Aufbietung der letzten Kraft erzählte Kuno nun seine Schuld und wie er gesucht zu sühnen. Tief ergriffen hatte der Kaiser gelauscht, dann sprach er mit Hoheit: „Bergehen und getilgt sei, was du verbrochen; du hast es mit deinem Blut gesühnt. Hinweggenommen sei von dir Schmach und Unehre. Dein Name Kuno von Monbach, sei dir rein und unbesleckt zurückgegeben, und dein Wappenschild finde einst seinen Platz an heiliger Stätte. Heimatlos bist du einst geworden durch deine Schuld, doch, weil du redlich gesühnt, möge dein Leib ruhen in heimatlicher Erde, wenn du auch selbst die Heimat nicht mehr zu schauen vermagst.“

Und der Kaiser befahl: „Das Fähnlein der Eßlinger mag herzutreten; es gilt den Mitbürger zu ehren.“

Bald waren die Eßlinger zur Stelle und während der Helfensteiner in des Kaisers Namen die Freisprechung des Sterbenden wiederholte, hielten sie das Banner der Stadt über ihn und ein Lächeln seliger Freude verklärte jetzt Runos schmerzverzerrte Züge. Dann löste er mit letzter Kraft die Kette mit dem Türkis und reichte sie einem der Eßlinger, der ihm ein trauter Jugendgeselle gewesen. „Grüße Mechtild, meine Schwester,“ lispelte er, „jetzt darf sie meiner wieder gedenken und bringe Ermintrude den letzten Gruß des Türkhoms; sie vermag ihn nun in Ehren zu tragen.“

Einen Augenblick später senkten sie das Banner von Eßlingen über einen Toten. Bald trugen sie ihn hinweg, um ihn nach des Kaisers Willen nach Eßlingen zu bringen, dort in der Heimat zu ruhen.

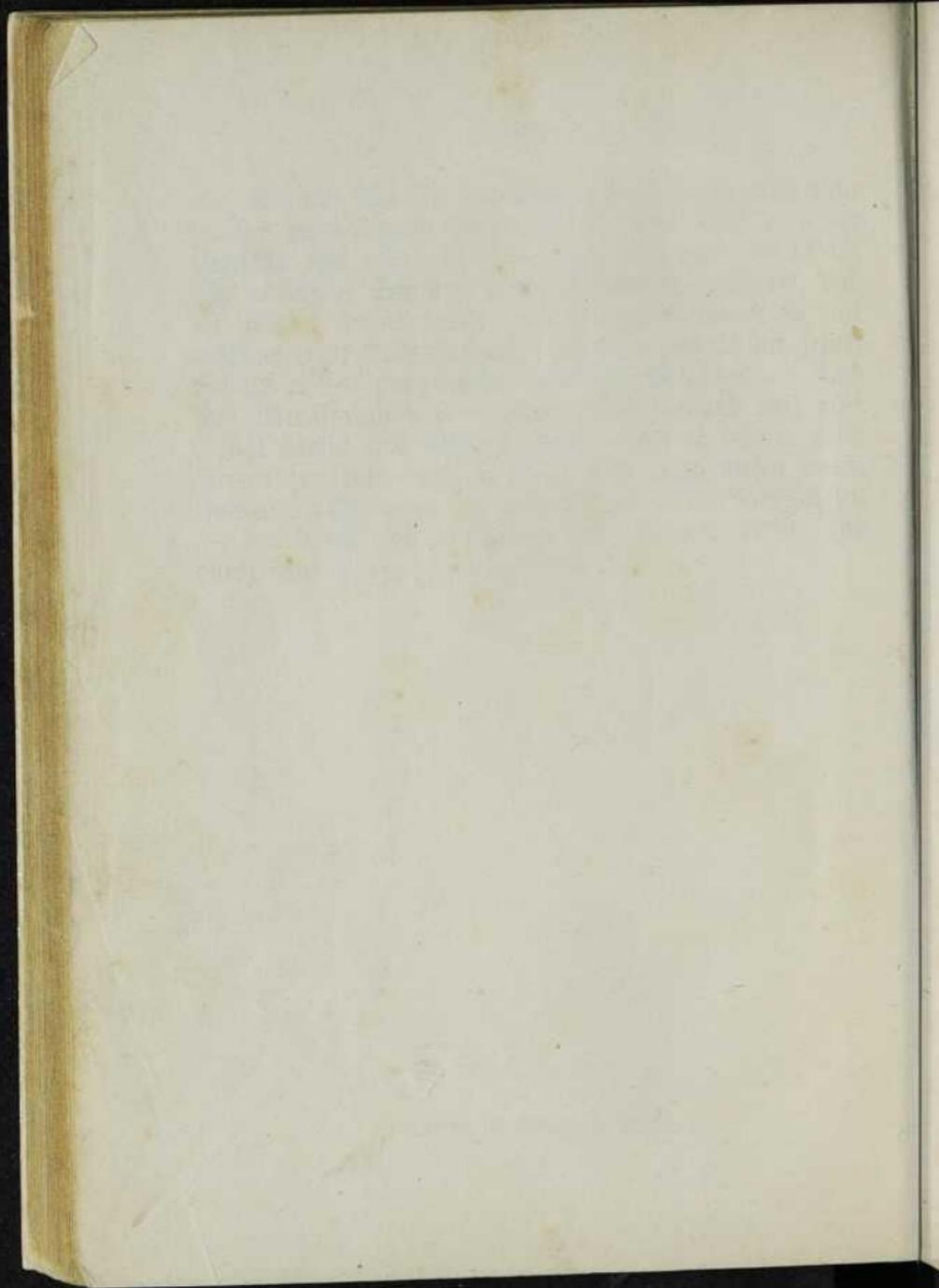
Schwer errungen war der Sieg dieses Tages. Graf Eberhard hatte sich nach Schorndorf geworfen, aber erkennend, daß zunächst keine Hoffnung für ihn sei, das Verlorene durchs Schwert wieder zu gewinnen, bot er die Hand zur Versöhnung mit dem Kaiser und bald darauf kam auch der Friede zu Stande.

Es war ein klarer, sonniger Septembertag, als Mechtild mit der kleinen Ermintrude noch an Runos Grab stand, welches das glänzende, zahlreiche Leichengefolge schon eine Weile verlassen.

„Aber Mutter,“ sprach das Kind, „du sagtest ja schon in Alen, daß der Ohm gestorben sei und weintest um ihn, und heute weiß ich doch, daß er damals noch lebte.“

Sa, als alle ihn verstießen, als ich selbst mich nicht zu ihm zu bekennen wagte, da hat das Kind in seiner Unschuld ihm allein die Treue gehalten, sagte sich Mechtild in tiefem Schmerz; zum Töchterchen gewendet, das die Mutter immer noch fragend ansah, sprach sie mit mühsam errungener Fassung: „Er war damals um seiner Schuld willen ausgestoßen von den Menschen — nach dem Urtheilspruch seiner Richter selbst für uns tot; aber er hat bereut und gefühnt, darum darf er jetzt in aller Herzen fortleben und vielleicht noch nach vielen vielen Jahren erzählt man sich vom Ohm — dem Namenlosen — der durch Frevel Namen und Heimat verlor und durch seine Treue wieder gewann.“

REPRODUCED FROM THE  
ORIGINAL MANUSCRIPT  
BY THE  
BRITISH LIBRARY  
LONDON



Internationale Jugendbibliothek



047002254185

Weber's Bibliothek vaterländischer,  
historischer Erzählungen

Jedes Bändchen mit Bild 50 Pfg. — 1 Mark.



1. Der Namenlose.
2. Hildegard von Lupfen. (Doppelheft.)
3. Ein Bürgerhaus.
4. Aus eines Fürstensohnes erster Jugendzeit.
5. Herzog Friedrichs Freudenstadt.
6. Herzog Alexander und sein Hof.
7. Aus Straßburgs schwerer Zeit.
8. Die Wernitze

und weitere.



Verlag von Theophil Weber in Leipzig.

# Der Namenlose.



Historische Erzählung für Jung und Alt

VON

Dr. A. Rietke.

Mit Bild.

OXOI HOXO

Leipzig.

Verlag von Theophil Weber.

